

CHINA IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG

VON ED. HORST VON TSCHARNER

I. BAROCK^a

Das neue Reiseideal fand schon als solches seinen Ausdruck in der Dichtung der Barockzeit. Paul Fleming, der sich 1635 mit Adam Olearius und dem Indienfahrer von Mandelslo an der Gesandtschaft des Herzogs von Holstein-Gottorp nach Persien beteiligte, schrieb 1638 in Astrachan: „Was gilt bei uns ein Man, der nicht gereiset hat?“^b Und ihn verherrlichten mehrere Oden seiner Freunde als reisenden Dichter. Ebenso setzt Olearius in seiner „Klage-Schrift . . . auf seinen geliebten Freund Mandelslo“ diesem ein Denkmal als Reishelden und vergleicht ihn mit Odysseus — Olearius, den manche Zeitgenossen selbst den „Gottorfischen Ulysses“ nannten^c. In diesem langen Totenhymnus von 1648 brandmarkt Olearius aber auch bereits die Entartung des Reisens bei den Deutschen und stellt dieser in einer Sentenz das Ideal des Reisenden gegenüber:

Ein Kluger reiset nicht, wie jetzt viel Teutsche reisen,
Die in der Wiederkunfft nichts wissen vorzuweisen,
Als frembde Tracht und Pracht, und sagen nur darbey:
Wie ihnen hier und dort viel auffgegangen sey^d.

Ja wie oft sie die Begierd, und schnöde Lust gebüset,
Und manches Damen-Haus, das Taubenschlag, begrüset.
Als ob das Reisen nur darumb wär angestellt.
Ein Weiser aber trägt sich selbst mit durch die Welt.

Ein idealer Reisender war für seine dichtenden Zeitgenossen Paul Fleming. So schreibt Johan Paul Krell in einer Ode an seinen toten Freund:

merktest was zu merken dar
in dem großen Isphan war
bis ans Kaspische Gestrande
und noch weiter: Ja darneben
was durchs ganze Perser Land
jemals sich von Hand zu Hand
hat denkwürdiges begeben,
solches hastu ganz vollkommen,
.....
in gar gute Acht genommen^e.

Heute befremdet es uns, daß ein Dichter solch sachliche Erwartungen an die Reise eines Dichters stellen konnte. Es sind aber genau die Erwartungen, die Fleming auf seiner Reise durch Rußland und Persien erfüllte. Neben der

^a Diese Untersuchung bildet eine Fortsetzung der beiden Kapitel, die in den „Sinica“ IX (1934), S. 8 ff. u. 50 ff. sowie als Dissertations-Teildruck (Berlin, Phil. I, 1934) erschienen sind.

^b Poetische Wälder IV, 53, Z. 62.

^c „Klage-Schrift“ als Anhang zu Mandelslos Reisebeschreibung erschienen; Zitat nach der Ausg. von 1696, S. 173. „Gottorf. Ulysses“: nach A.D.B. (Allgemeine Deutsche Biographie).

^d Wieviel Geld sie verbraucht haben.

^e Paul Flemings Deutsche Gedichte, hsg. v. J. M. Lappenberg (Bibl. d. lit. Ver. Stuttg. 82 u. 83). Stuttgart 1865, Beilage III, 19.

Chronik persönlicher Erlebnisse und Abenteuer, neben dem antik-mythologischen Bilderschmuck bieten uns seine Reisegedichte meistens nur kurze sachliche Angaben über erd- und völkerkundliche Merkwürdigkeiten, vor allem aber viele Namen — nur selten treffen wir auf einen oder zwei Verse, wo wir einen tieferen Zauber orientalischer Landschaft und orientalischen Lebens zu ahnen beginnen^a. So ist der Orient, den Fleming erfuhr und erlebte, in seinen Gedichten Rohstoff geblieben. Wenn ihn seine Zeitgenossen, wenn ihn noch August Wilhelm Schlegel als Reisedichter preisen, dann nur deshalb, weil er als erster und bis zu Chamisso einziger namhafter Dichter eine so weite Reise unternahm und besang — seinen wahren Dichterruhm verdankt Fleming aber nicht seinen Reisegedichten.

Die Leidenschaft des Renaissance- und Barockmenschen, ferne Länder zu entdecken, zu bereisen, zu erforschen, durfte nur Fleming selbst erleben. Die anderen deutschen Dichter seiner Zeit mußten sich damit begnügen, diese Leidenschaft auf kleineren Europareisen oder gar nur zu Hause nachzufühlen, sich an den Dingen zu freuen und an den Beschreibungen zu belehren, die andere aus dem Orient nach Europa brachten. Auch darüber herrschte ja Begeisterung; so pries wiederum Fleming den Gesandten Brüheman: „Ihr seid der Länder Heil, macht, daß der Morgen kehret in unsern Abend ein . . .“^b Daß aber die dichterischen Spiegelungen, Verwertungen, Gestaltungen des Orients, die auf diese materielle und geistige „Einkehr“ angewiesen waren, mehr wahres orientalisches Wesen offenbaren als die Reisegedichte Flemings, dürfen wir nicht erwarten. Das Bild des Orients erschien schon in der mehr oder weniger subjektiven Färbung der verschiedenen Beschreibungen verschieden gebrochen und verzerrt — um wieviel mehr in der von diesen Beschreibungen abhängigen Dichtung. Von dem schwer zugänglichen China gilt dies aber noch mehr als von den anderen orientalischen Ländern.

Martin Opitz, der verspätete Vertreter und Vollzieher der Renaissance in Deutschland, bietet uns in seinen Gedichten den getreuesten Spiegel des mannigfaltigen Renaissance-Erlebnisses: naiv, in kaum verarbeitetem Nebeneinander drängt hier die Fülle der neugewonnenen antik-mythologischen Sagen, Gestalten und Bilder und der neuen philosophischen Anschauungen, wissenschaftlichen Erfahrungen, technischen Erfindungen und geographischen Entdeckungen zum Ausdruck im Vers^c. Sein „Lob des Krieges-Gottes“, 1628, gipfelt in der Verherrlichung der europäischen Kolonialeroberungen des 16. Jahrhunderts und skizziert gleichzeitig deren Geschichte; hier der Abschnitt, worin uns Mars nach China führt:

^a Reisegedichte: vor allem die „Glückwünschung“ an Herrn Hartman Graham (1638), Poet. Wälder IV, 53, aber auch eine Anzahl Sonetten, z. B. Sonette III, 38ff. — in der angef. Ausg.

^b Poet. Wälder III, 6, Vers 58f. — Jul. Tittmann, Ausg. d. Gedichte von Paul Fleming (Deutsche Dichter des 17. Jahrh., 2), Leipzig 1870, Einleitung, XVIII, schreibt irrtümlicherweise, Fleming richte sich hier an den Herzog Friedrich von Holstein.

^c Zitate nach der Ausgabe „Des berühmten Schlesiens Martini Opitii von Boberfeld / Bolesl. Opera Geist- und Weltlicher Gedichte . . . Breßlau 1690“. Die beiden angef. Gedichte finden sich auch in den „Ausgewählten Dichtungen von Martin Opitz“, hsg. v. Jul. Tittmann (Deutsche Dichter des 17. Jahrh., 1), Leipzig 1869.

Wo leytest du uns hin? Wir haben erst umbfahren
 Der guten Hoffnung Haupt; beraubet ihrer Wahren
 Die reiche Cefala; der Monden-Insel Frucht,
 Ihr edles Sandalholtz, ihr Helffenbein gesucht;
 Uns Goa recht gemacht; Malacca eingenommen,
 Nicht weit von Sumatra; sind weiter nachmals kommen
 An Sina reichen Strand, das Porcellanen schickt,
 Und auch Geschütze hat, und auch die Bücher drückt^a.

In seinen „Außlegungen“ zu dieser Stelle verweist Opitz den Leser auf die „beyden Indianischen Historien“, womit er sicher die Reisesammlung der de Bry meint. Linschotens Chinakapitel stammten ja zur Hauptsache aus Mendoza, und Mendoza hatte das hohe Alter des „Geschützes“ und der Buchdruckerkunst in China ganz besonders betont. Derselben Quelle verdankt Opitz anderthalb Verse seines Gedichts „Vielguet“, worin er neben anderen weltlichen Begierden die eitle Ruhmsucht des Dichters geißelt:

Vermeynst du, daß dein Wesen
 Madrit, Pariß und Rom pflegt sonderlich zu lesen,
 Da mehr Gehirne wächst? Drückt an Quinsai Bach;
 Deß Landes China Volck dir deine Träume nach?^b

Der naive, renaissancehafte Universalismus, den wir noch bei Opitz finden, tritt in der nachfolgenden Barocklyrik zurück^c. Diese schöpft wieder mehr aus dem Herzen oder dem Sinnenerleben. Die große Gebärde aber, die, wie bei Opitz, nach den fernsten Namen ausholt, um das neue Weltbild als Hintergrund anzudeuten, treffen wir auch in der Barocklyrik nicht selten. „Ost und West“ wird hier ein beliebter allgemeiner Ausdruck für diese Gebärde. Auch die Seeschiffahrt wird zu einer so gewöhnlichen Vorstellung, daß sie die Dichtung nun auch im eigentlichen Sinne verwertet wie z. B. Friedrich von Spee in seinem „Poetischen Gesang, von dem H. Francisco Xavier der Gesellschaft Jesu, als er in Jappon schiffen wollte^d“; die konventionellen Bilder aber, die die Dichtung, besonders die geistliche, schon früher von der Seeschiffahrt herleitete, braucht die Lyrik jetzt noch häufiger, und zwar auch die weltliche, galante — man denke nur an den „Korallenstrand“, die Lippen der Geliebten^e! Von einem eigentlichen Exotismus kann jedoch in der Barocklyrik nicht die Rede sein. Sie spiegelt höchstens ausnahmsweise den exotischen Geschmack, der sich in der Betrachtung der Dinge erschöpft, die der Überseehandel allmählich in Deutschland einbürgerte. So besingt Harsdörffer in einem „Blumen-Lied“ den mannigfaltigen Schmuck der Gärten und Felder:

^a Angef. Ausg. I, 108, Vers 757 ff. Die Monden-Insel ist Madagascar (Opitz, Außlegungen). Statt „Sina“ gibt Tittmann die ältere, nicht latinisierte Lesart „Chinen“.

^b Erschienen 1629; in der angef. Ausg. I, 58, bei Tittmann Vers 193 ff. — Opitz behandelt „Quinsai“, Marco Polos Name für Hangdschou, als dreisilbiges Wort.

^c Zur Beurteilung von Opitz vgl. E. Ermatinger, Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung. Leipzig 1926, 32 ff.

^d „Trutz-Nachtigall“ (1634), Nr. 19; nach Kürschners Dt. Nat. Lit. 31, 300.

^e Vgl. M. v. Waldberg, Die galante Lyrik. Berlin 1885, 91 ff. — Die Vermehrung der „nautischen Bilder“ in der Barocklyrik ist sicher einerseits dem Einfluß des seefahrenden Griechenlands auf den Humanismus, andererseits dem mächtigen Aufblühen der Seeschiffahrt im 16. Jahrhundert zuzuschreiben.

Von Ost und Westen schaut man hier
 Die wunderseltne Blumenzier,
 So jemals sind gewesen . . .
 Die Weichsel, Feigen und Granat
 Und was man in der Fremde hat,
 Kan man hierum erzielen.
 Alron, Melon,
 Pomerantzen kan man pflanzen,
 Amaranten,
 So die Alten nicht erkanten . . .^a

Die neue Naturdichtung der Barockzeit entsprach einer allgemeinen neuen Neigung zur Natur und ihren Reizen. Unsere späteren Chinabeschreibungen — Martini, Neuhof, Kircher — widmeten immer längere Kapitel und mehr Illustrationen den eigenartigen Blumen und Pflanzen Chinas. Der holländische Schiffskapitän im „Simplicissimus“ hatte versprochen, die allergrößte Rarität mitzubringen, die ihm in Indien oder sonst auf seiner Reise begegne: da hat er „etliche seltzame Meer- oder Erdgewächs gesamlet, damit der Herr wohl sein Kunst-Kammer zieren mag^b. Der „Simplicissimus“ erschien im gleichen Jahre wie Erasmus Franciscis „Lust- und Stats-Garten“, der nicht nur in bildlichem Sinne die Mode ausnutzte. Und wie Harsdörffer schwärmt auch Hofmannswaldau — in der „Versöhnten Venus“ — von einem exotischen Blumengarten, und wie bei jenem finden wir auch bei diesem die übrigen Motive des neuen, weiten Weltbildes:

Der Orth, so sie umfieng, stund überall geziert
 Mit schönen Tulipen, geholt aus fremden Erden,
 Die itzund auch bey uns gemeine Bürger werden,
 Viel andre Blumen mehr die waren hier gepaart,
 Manch fremdes Wunder Kraut, so die erkühnte Fahrt
 Dem Ost und West entraubt, war neben dem zuschauen . . .

Die große Gebärde:

. . . betracht ich diese Welt,
 Was zwischen Gibraltar und Javan ist gestellt,
 Den großen Wunder-Kreiß, den Zirckel dieser Erden . . .

Speisen und Leckerbissen auf der Hochzeitstafel:

Was vieler Menschen Witz aus frembden Ländern bringet,
 Was Zucker überzeucht und Specerey erhält . . .^c

Unter den Namen, die in der Barocklyrik den weiten Weltkreis andeuten, herrscht Indien vor. „Indien“ im weiteren Sinne umfaßte auch China, und der beliebte Ausdruck „beide Indien“ umfaßte, mit Amerika, den ganzen west-östlichen Erdgürtel. Der Name China selbst ist in der eigentlichen Barocklyrik nicht leicht zu belegen. Und ebensowenig im Barockdrama. Das ernste Barockdrama ist in seinen Themen vor allem antik bestimmt. Wo es den zeitlichen Abstand durch den räumlichen ersetzt, spielt es, nach französischem

^a Kürschners Dt. Nat. Lit. 27, 355f., Vers 14ff., 24ff.

^b Simplicissimus VI, 24.

^c Kürschners Dt. Nat. Lit. 36, 97ff., Vers 209ff., 36ff., 299f.

Muster, in der Türkei^a: Lohensteins „Ibrahim Bassa“ und „Ibrahim Sultan“. Einzig Gryphius' „Katharina von Georgien“ führt weiter nach dem Osten, aber auch nicht weiter als Armenien und Persien. Oder dann das lateinische Propagandadrama der Jesuiten, das selbst indische und japanische Märtyrergeschichten darstellte. In den Jesuitenkreisen herrschte natürlich eine größere Vertrautheit mit den Ländern, Menschen und Ereignissen ihrer Missionsgebiete. Wenn diese auch der weiteren Laienwelt nicht unbekannt waren, so waren es doch nicht so vertraute Kenntnisse und Vorstellungen, wie sie jedes ernste Drama bei seiner Zuhörerschaft voraussetzen muß^b. Und wie ernst nahm sich doch das ernste Barockdrama! Schon allein der Versuch, in Kostüm und Dekoration eine ostasiatische Lokalfarbe anzudeuten, hätte befremdend, vielleicht grotesk, ja lächerlich gewirkt — und den Ernst des Dramas zerstört. Die bildlichen Unterlagen für eine solche Lokalfarbe, im besondern Chinas, verbreiteten sich übrigens erst in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts. Und erst um die Jahrhundertwende erschienen „Chinesen“ auf der französischen Bühne — in Sing- und Zwischenspielen^c. Das war aber bereits der Anfang des Rokoko.

Nur der Barockroman, der Schelmen- und Reiseroman sowohl als auch der heroisch-galante Roman, konnte die Chinakunde, wie die ganze neue Weltkunde seiner Zeit überhaupt, „dichterisch“ verwerten. Der Schelmen- und Reiseroman, weil ihm die Reisen als Faden und Hintergrund seiner Abenteuer dienten, der heroisch-galante Roman, weil seine Gestalten und Handlungen immer größerer Spielräume bedurften und seine gelehrten Verfasser ihn gleichzeitig immer mehr als Gefäß ihrer ganzen Gelehrsamkeit betrachteten.

Grimmelshausens *Simplicissimus*, dem ungefähr alles begegnet, was einem Menschen seiner Zeit in Leben und Dichtung begegnen konnte, gelangt natürlich auch nach China, wie ihm China überhaupt ein vertrauter Begriff ist — der endgültige Beweis, daß China auch dem volkstümlichen Weltbild dieser Zeit angehörte: spiegelt doch Grimmelshausen dieses ebenso getreu wie Hans Sachs das der seinen^d. *Simplicissimus* wird in Astrachan, von russischen Tartaren geraubt und in ihr Land entführt, „umb etliche Chinesische Kauffmanns-Wahren“ den niuchischen Tartaren verhandelt, die ihn hernach dem König von Corea „vor ein sonderbares Präsent verehrten“; dieser schenkt ihm bald Gunst und Freiheit und schickt ihn „durch Japonia nach Macao zu den Portugesen“, bis er „endlich wunderbarer weiß von etlichen Türkischen oder Mahometanischen Meer-Raubern gefangen“, ein ganzes Jahr lang bei „seltsamen fremden Völkern“ der ostindischen Inseln herumgeschleppt und

^a Die Mode der „turqueries“; vgl. P. Martino, 173ff.

^b Vgl. W. Flemming, Jesuitendrama, § 3, im Reallex. d. dt. Lit.-Gesch. — Zu eigentlichen, bühnenwürdigen Märtyrergeschichten bot die chinesische Missionsgeschichte keinen Stoff.

^c Vgl. Reichwein, 77ff., und Belevitch, 170ff.

^d „Simplicissimus“, nach der Ausg. v. Adelbert Keller, Stuttgart 1854. — Vgl. E. Ermatinger, Weltdeutung in Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus*, Leipzig 1925, und Jul. Petersen, Grimmelshausens „Teutscher Held“, in *Euphorion* 17, Ergänzsh. (1924). — Die Erwähnungen der chinesischen Sprache und Chinas im „Teutschen Michel“ (*Simpl.* VIII, 2 u. 10) fügen unserem Bilde nichts hinzu. — Zitierte Stellen des „Simplicissimus“: V, 22; V, 15; III, 4; I, 5; V, 1; IV, 2; I, 24; VI, 20.

schließlich ägyptischen Kaufleuten verkauft wird; so gelangt Simplicissimus nach Konstantinopel, von wo er als Galeerensklave gegen die Venezianer geschickt, von diesen aber endgültig befreit wird. Dieses ostasiatische Abenteuer des Simplicissimus nimmt etwa eine Seite in Anspruch, und Grimmelshausen setzt darüber den Titel „Durch was vor einen nahen und lustigen Weg er wiederumb heim zu seinem Knan kommen^a.“ Die Gattung des „Schelmenromans“ machte Grimmelshausen eine solche Episode sozusagen zur Pflicht — er hat sich ihrer in ironischer Kürze entledigt. Sicher hätte er sie ausbauen und ausschmücken können, wie er auch selbst sagt, wenn es ihm wirklich auf den Schelmenroman angekommen wäre. Es kam aber ihm, der die geistlose Vielwisserei seiner Zeit geißelte und verspottete, vielmehr auf die symbolische Vertiefung an, und dazu waren ihm wohl diese fernen Länder und Völker mit ihren Kulturen, Sitten und Anschauungen nicht vertraut genug, ja mußten ihm als Gegenstand oder Quelle einer oberflächlichen Zeitmode verdächtig erscheinen, läßt er doch Simplicissimus auch sagen, er habe bei den vielen fremden Völkern „gemeinlich mehr böses als gutes empfangen“. Immerhin gehört China zu seinem Bild der großen Welt wie die anderen neuen Länder. Die mystische Schau im Erdmittelpunkt zeigt Simplicissimus „zugleich die Ebenbilder der Chineser und Africaner, Troglodyten und Novazemler, Tartarn und Mexicaner, Samogeden und Moluccenser; ja auch von denen, so unter den Polis arctico und antarctico wohnen, das wol ein seltzames Spectacul war“. Dem „Teutschen Helden“, dem Schöpfer des utopischen Weltreichs, das der überstudierte Phantast Jupiter dem Simplicissimus vormalt, werden „die Könige in China, in Persia, der Grosse Mogor in den Orientalischen Indien, der Grosse Tartar Cham, Priester Johann in Africa und der Grosse Czar in der Moscau“ Tributgeschenke senden, Raritäten der ganzen Welt, die er in seiner Kunstkammer sammeln wird. Auch einfach für die große Gebärde, die kräftige Redensart braucht Grimmelshausen mehrmals den Namen China. „Wo nun aber weiters hinauß“ — fragte sich Simplicissimus im Wald, wohin er vor den rohen Soldaten geflüchtet war — „sintemahl mir die Wege und der Wald so wenig bekant waren, als die Straß durch das gefrorne Meer hinder Nova Zembla biß gen China hinein“. Später kam ihm die Schweiz so fremd vor, als wenn er „in Brasilia oder in China gewesen wäre“. Und in aufschneiderischer Beteuerung verspricht ihm sein französischer Freund, Monseigneur Canard, „die Schreiben an ihren Ort zu bestellen, und solten sie gleich nach Mexico oder in China lauten“. Die aufkommende Chinamode aber verurteilt Grimmelshausen-Simplicissimus, wie wir schon angedeutet haben, als verderblichen Wahn. Das Kapitel „Simplicius tadelt die Leut und sihet viel Abgötter in der Welt“ schließt mit der Gegenüberstellung eines Ecce Homo und einer papierenen „Charte, in China gemahlt, darauff stunden der Chineser Abgötter, in ihrer Majestät sitzend, deren theils wie die Teuffel gestaltet waren“. Abgötter in doppeltem Sinne: Simplicissimus steht gebannt vor der „erbärmlichen

^a Zur Idee des ostasiat. Abenteuers scheint Grimmelshausen von Frewdenholds „Gusman“ angeregt worden zu sein; vgl. C. A. v. Bloedau, Gr.'s Simpl. u. seine Vorgänger (Palaestra 51). Berlin 1908, 13 u. 17.



Darstellung“ unseres geschmähten Erlösers, während ihn der Herr der Kunst-kammer versichert, „der Chineser Gemähd wäre rarer und dahero auch köstlicher; er wolte es nicht um zehen solcher Ecce Home manglen“. Solche modische Raritäten, nebst anderen Erzeugnissen der anfechtbaren Zivilisation, nämlich „etliche Chinesische Stück gewant, etliche Gewehr und Waffen und dann unterschiedliche so grosse als kleine Porcelanen Geschirr“, enthält schließlich auch die Kiste, auf der die abyssinische Köchin an Simplicissimus' Insel angeschwommen kommt — beides Versuchungen des Teufels.

Der Erfolg des „Simplicissimus“ brachte den Schelmenroman in Deutschland erst wirklich zur Blüte — viele dieser Erzeugnisse gaben sich ja auch den Beinamen „simplicianisch“, obschon keines die geistige Vertiefung des „Simplicissimus“ erreichte oder auch nur anstrebte. Aber für den gewöhnlichen Leser, der nur auf eine würzige Unterhaltungslektüre ausging, war auch der Simplicissimus kaum etwas anderes als ein Schelmen-, Abenteuer- und Reise-roman. Dem plötzlichen Aufblühen dieser Gattung verdanken wir es sicher, daß nun, bald hundert Jahre nach ihrer Entstehung und fast siebenzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, ein Ungenannter die „Peregrinaçam“ des portugiesischen Abenteurers Fernão Mendez Pinto ins Deutsche übersetzte^a. Der lange Titel, unter dem der Verleger die Übersetzung 1671 auf den Markt brachte, preist das Werk deutlich als einen Vertreter unserer Gattung an: „Wunderliche und Merckwürdige Reisen Ferdinandi Mendez Pinto, Welche er innerhalb ein und zwanzig Jahren, durch Europa, Asia, und Africa, und deren Königreiche und Länder: als Abyssina, China, Japon . . . verrichtet. Darinnen er beschreibet die ihme zu Wasser und Land zugestossene grosse Noth und Gefahr: wie er nemlich sey dreyzehnmal gefangen genommen und siebenzehnmal verkaufft worden, auch vielfältigen Schiffbruch erlitten habe. Dabey zugleich befindlich eine gar genaue Entwerffung der Wunder und Raritäten erwehnter Länder; der Gesetze, Sitten und Gewonheiten derselben Völcker; und der grosse Macht und Heeres-Krafft der Einwohner.“ Dieser Titel preist allerdings auch den länder- und völkerkundlichen Inhalt des Werkes an und verknüpft dieses also gleichzeitig mit unseren ja ebenfalls sehr beliebten ethnographischen Darstellungen. Der Übersetzer betont in seiner Vorrede diese zweite Seite mehr als die erste: er pocht an das Bildungsbedürfnis des Lesers, den er übrigens aus dieser Sammlung wissenswerter weltkundlicher Dinge auch wieder „als gleichsam aus einem lieblichen und mit allerhand der schönsten Blumen bepflanzten Garten oder Wiesen das beste zuerkiesen“ einlädt. Der Buchhändler traf aber mit seiner Anpreisung das Richtigere als der Übersetzer. Pintos Werk ist vor allem ein Schelmen-, Abenteuer- und Reiseroman und besteht mehr aus erfundenen und entlehnten Abenteuern als aus erlebten.

^a Ausgaben: Cordier, Bibl. Sin. 2065 ff., vollständiger in der kritischen Untersuchung von G. Schurhammer, Fernão Mendez Pinto und seine „Peregrinaçam“, in *Asia Major* III (1926), 71 f. — Die erste Ausg. erschien portugies. 1614; in span. Übersetzung erlebte das Werk von 1620 bis 1666 sieben Ausgaben; zum erstenmal franz. 1628, holländ. 1652, engl. 1653. Deutsche Ausg.: Amsterdam 1671 (nach Schurhammer, 72, Anm. 4, zwei Ausg.), Straßburg 1674 (verkürzte Ausg.); neuere: Jena 1809, Jena 1868, gekürzte Volksausg. Minden 1925. Meine Grundlage: Ausg. 1671, Ex. d. Preuß. Staatsbibl.; Zitate: 116 f., 193 ff. (Gefängnis: Kap. 32).

Bei seiner Ausdehnung und Reichhaltigkeit ist aber auch sein Erlebnisgehalt nicht klein, und sicher dürfen wir es mit Richthofen als typisches „Sittenbild eines abenteuernden Seefahrers jener Zeit“, des 16. Jahrhunderts, betrachten. Daß Pinto als Aufschneider und Lügner verschrien wurde, ist hier nicht von Belang. Dieser wilde Abenteurer, der nach seiner Heimkehr in häuslicher Zurückgezogenheit allmählich über seine Vergangenheit zu brüten und zu schreiben begann^a, ist für uns vielmehr ein volkstümlicher Romandichter, der über einen oft ebenso machtvollen realistischen Stil wie eine barockbildhafte Phantasie verfügt und mit diesen dichterischen Mitteln auch China und Chinesisches schildert.

So schildert Pinto z. B. die Erstürmung der Stadt „Nonday“^b und die fruchtlosen Unterhandlungen, die dieser vorangehen; das Chinesische ist hier typisch erfaßt, zum Teil aber dichterisch übertrieben und ausgeschmückt, und sicher schöpft Pinto in dieser Schilderung aus einem eigenen Erlebnis: eine Anzahl Portugiesen waren von den Chinesen gefangen und in Nonday eingekerkert worden; Antonius de Faria, der Führer der portugiesischen Freibeuter, schickte ein Schreiben an den Mandarin, um die Gefangenen im Namen des Königs von Portugal loszubitten.

Über diese Wort entrüstete sich der Mandarin heftig, allermeist aber, daß er den König in Portugal einen Bruder des Königes in China nennete, welches er sehr übel aufnahm, auch alsbald die Bringer erbärmlich geisseln, ihnen die Ohren abschneiden, und wieder zu Antonio ziehen ließ mit einer Antwort, auff ein zerrissenes und beschmiertes Pappier geschrieben, folgendes Inhalts: Stinkendes Aas, von den verächtlichsten Fliegen entsprossen, die aus den stinkenden, und niemahls gereinigten, Kloaken herfür kommen! Wer hat deine Niedrigkeit so erhoben, daß du dich darffst unterwinden, die himmlischen Dinge zu erforschen? Ich, wie edel ich auch bin, wurde durch deine Bitte zum Mitleiden bewogen, hatte auch einige Zuneigung dir zu willfahren; allein da die schreckliche aus deiner Hoffart herrührende Lästerung mir zu Ohren kam, was gestalt du dich einen König nennest, und einen Bruder des Sohns der Sonnen, des gekrönten Löwens durch eine ungläubliche Macht der Welt, zu dessen Füßen alle Kronen der Beherrscher des Erdkreises liegen, ja der mit seinen köstlichen Pantoffeln alle Scepter zertritt, wie die Schreiber des gülden Tempels über den ganzen Erdboden in ihren wahrhaftigen Gesetzen bekräftigen; bin ich in Betrachtung dessen so entzündet worden, daß ich nicht allein deinen Brief verbrand, sondern auch gewünschet habe, dir gleiches, deiner Missethat wegen, zu beweisen. Darüm gebiete ich, daß du dich alsbald von dannen weg begebst, damit die See, die dich trägt, nicht verfluchet werde.

Auf diese Antwort beschloß Antonius, die Gefangenen mit Gewalt zu befreien, fuhr mit dreihundert Mann hin und legte unauffällig, unter Kaufmannsflagge, vor der Stadt an.

Verbarg auch seinen Zorn, und sandte zu demselben Mandarin noch einen andern Boten, der nochmal mit aller Demuth und Freundlichkeit wegen Entledigung der Gefangenen Ansuchung thun muste. Aber dieser Tyrann gebot, den überbringer dieses Briefs, in stücken zu zerreißen, und von der Höchsten Maur zu unserer desto mehrer Kränckung zu zeigen. Hier-auff verweilte Antonius nicht, sondern trat alsobald mit etlichen ausgemusterten ans Land,

^a Vgl. m. Diss., 32; Richthofen, China I, 647 u. Anm. 2; Gröbers Grundriß d. Rom. Phil. II, 2. Abt., Straßburg 1893, 339; vor allem Schurhammer. — Pintos Werk machte auch auf Goethe großen Eindruck: er wollte es sogar einmal bearbeiten (vgl. u.).

^b Die portugies. Ausgabe hat Noudai (nach Schurhammer, 79). Dieser Name ist wohl, wie viele der chines. Namen Pintos, frei erfunden; vgl. Schurhammer, 216 ff.

und befahl denen in den Juncken, daß sie ohn auffhören auff die Stadt solten Feuer geben. Er selbst zoge in Person, neben dem Ufer, nach der Mauren, auff der man eine Menge Volcks und viel Fähnlein sahe. Als nun die unsern bis auff einen Büchschuß zur selben genahet, begunte aus zweyen Tohren viel Volcks auszufallen, derer ein Theil auff Pferden, oder besser zu reden, auff magern Schind-Kleppern sassen, damit sie auff's Feld lieffen, den Scharmützel anzufangen; waren aber darin so unerfahren, daß sie mehrenteihls herunter fielen; und wir daraus abnahmen, es müste nur ein zusammengerafftes Volck, nicht aber geübte Soldaten seyn. Sie renneten rund um uns her, in meinung, uns damit zu schrecken. Allein da sie sahen, daß wir ihnen den Kopff und die Spitze boten, versamleten sie sich in einen Hauffen, und blieben ein wenig stehen. Auf dieselben ließ Antonius die Musquetirer los brennen, denen es sehr wohl gelunge, weil das grösseste Theil der Reuterey vor schrecken niederstürztzte. Deßwegen wir ihnen nachjugen.

Die Chinesen wurden nun leicht geschlagen, und wie ein Schuß den Mandarinen vor dem Tore niederstreckte, ergriffen alle übrigen die Flucht. Die Portugiesen drangen in die Stadt ein und befreiten ihre gefangenen Landsleute.

Darauff gab Antonius den seinen eine halbe Stunde zeit, die Stadt zu plündern, und nahm für sein Theil des Mandarins Haus, alwo er acht tausend Taeis an Silber fand, und noch fünf grosse Fässer voll Muskus, so er bewahren ließ. Das übrige übergab er seinen Knechten, die daselbst noch viel Seide, Taffet, Damast und feinen Porcellan entfrömdeten, jeglicher so viel, als er tragen kunte.

Wie Pinto in jenem Schmähbrieff typisch chinesische Ausdrucksweisen, Bilder und Anschauungen verwertet, wie er in der Erstürmung von Nonday typisch chinesische Kampfweise und Grausamkeit schildert — solche Szenen finden wir im chinesischen Geschichtsroman der „Drei Königreiche“ —, so schildert er auch realistisch die Greuel in den Pekinger Gefängnissen. Daß die Barockdichtung die Neigung und die Vorbilder zu Greueln und Grausamkeiten aus der Pyrenäischen Halbinsel holte, läßt sich auch hier belegen: Franciscis „Neupolirter Geschicht-, Kunst- und Sitten-Spiegel“^a, der 1670 erschien, erwähnt Pinto und Mendoza noch als einzige Gewährsmänner für die später so berüchtigt gewordenen chinesischen Justizgreuel. Chinesische Gefängnisse hatte Pinto wohl auch gekostet — aber nicht in Peking. Denn seine sonstigen Schilderungen Pekings sind vorwiegend Phantasiegebilde, die zwar alle ein Körnchen Wahrheit enthalten, ähnlichen Vorstellungen seiner Erinnerung oder Angaben anderer Berichte entsprießen, aber in Ausmaßen und Zahlen übertreiben und märchenhaft-barock wuchern: natürlich gibt es eine Menge prächtiger Mandarinengräber in der Umgebung Pekings — wer hat ihrer aber je 24000 gezählt, „so aus kleinen mit Gold gezierten Capellen bestehen, und aussen herum mit eisernen und küpfernem Laubwerck eingefangen sind?“ Ebenso legen uns respektable chinesische Gastwirte ganze Speisebücher statt Speisekarten vor — welches chinesische Speisebuch wird aber den Kunden auffordern, in echt christlicher Gesinnung nicht seine Freunde, sondern „die Armen Gottes“ zu Gast zu laden? Märchenhaft-barock spinnt Pinto den Pomp aus, den der Oberrichter bei seinem Aufzug entfaltet, Tempel und andere Bauwerke werden bei ihm zu verzauberten Labyrinthen, und in einem königlichen Beinturm pflegen hundertdreizehn abgeschiedene

^a S. 376ff.

Könige gespensterhaft der nächtlichen Unterhaltung. Jeder dieser hundert- unddreizehn Könige hat in diesem Turm seine silberne Statue, worin sein Gebein verwahrt wird, aber auch, in der Nähe dieses Turmes, sein eigenes wunderbares Mausoleum:

Innerhalb dem ümschlungenen Laubwerck sahe man in einer schönen Ordnung hundert und dreyzehnen in die Runde gebaute Capellen, in deren jeder ein von kostbarem Alabasterstein gebautes Grab zu finden, so sehr köstlich auff zwey silberne Schlangen-Häupter gestellt, deren Leiber gantz in einander gewickelt, auch Frauen-Angesichter, und drey Hörner auff ihrem Haupt hatten, davon wir aber keine Auslegung erhalten kunten. In jeder Capellen branten stets auff dreyzehnen leuchtern Lampen mit sieben Tachten.

Dies und viel anderes, wie die meisten seiner chinesischen Abenteuer, hat Pinto weder geschaut noch erlebt noch aus anderen Chinabeschreibungen entlehnt — um so mehr sprechen diese Schilderungen für seine reiche Phantasie. Als Berichterstatter seiner eigenen Reisen und Abenteuer ist Pinto ein Lügner und Aufschneider wie „Montevilla“, aber als realistisch-phantastischer Dichter eines Reise- und Abenteuerromans verdient er um so mehr Beachtung.

Ein anderer Schelmenroman, und zwar ein viel eigentlicherer Schelmenroman als der des großzügigen Abenteurers Pinto, führt uns ebenfalls Chinesen vor, wenn auch nur in den Nachbargebieten Chinas. Es ist dies der „Simplicianische Jan Perus“, die 1672 erschienene Übersetzung eines berühmten englischen Schelmenromans von Thomas Head^a. Ähnlicher Herkunft und ähnlichen Jugendschicksals wie Pinto, bleibt dagegen der Taugenichts Jan Perus in der Moderluft der engen und düsteren Vorstadtviertel Englands hängen, ist einmal Bettler, einmal Diener oder Lehrjunge, betrügt und stiehlt und rauft sich herum, frönt dem Spiel und dem Trunk und vor allem der gemeinsten sinnlichen Lust, bis er, zum Tode verurteilt und zur Verbannung begnadigt, endlich in eine frischere Luft und nach Ceylon, Siam, Mauritius und Bantam gelangt. Diese letzten Kapitel füllt er zum Teil mit den üblichen Schilderungen von seltsamen Sitten und Unsitten, vornehmlich des erotischen Bereichs, oder mit geographischen, botanischen und zoologischen Seltsamkeiten, zum Teil mit eigenen Erlebnissen und Abenteuern, worunter wiederum die erotischen hervorstechen — z. B. das Ende dieses Schelmenromans: der Held heiratet eine Indierin — er nennt sie „Möhrin“ —, die seine Sinne abstößt, ihn aber mit ihrem Reichtum anzieht^b. Aus Bantam erzählt uns nun Jan Perus auch ein Abenteuer mit einem chinesischen Edelsteinhändler^c, das

^a Vollständ. Titel: „Simplicianischer Jan. Perus, Dessen Geburt und Herkommen / kurtzweiliger Lebens-Lauff / unterschiedliche Verheyrahtung / Rencke / Schwencke / Elend / Reise / Gefängnuß / Verurtheil- und Bekehrung. Gedruckt im Jahr M.DC.LXXII. — Simplicianischen Jan. Peri, Ander Theil. Continuirt In Beschreibung deß fortgeführten Lebens und Wandels Jan Peri, Meriton Laroons und anderer herumb schweiffender Gesellen. Gedruckt im Jahr M.DC.LXXII.“ — 12°. I: 644 S. u. Titelblätter u. Register; II: 506 S. u. do., im Ex. d. Stadtbibl. Frankfurt a. M., das ich benutzt habe, zus. geb. — Verf. u. Übersetzer sind nicht genannt. Vgl. dazu Rich. Alewyn, Johann Beer, Palaestra 181, Leipzig 1932, 147; Hayn-Gotendorf III, 377f.; Arnold Hirsch, Bürger-tum und Barock im deutschen Roman, Frankfurt a. M. 1934, 25, 27, 32, 35f., 222f., mit weiterer Bibliographie.

^b Ausführlichere Inhaltsangabe bei Hubert Rausse, Zur Geschichte der Simplizaden, in Zs. f. Bücherfr., N. F. IV, 212f.; Rausse kennt aber nur den I. Teil, nach e. 2. Aufl. von Frankfurt 1696. Der II. Teil bietet im wesentlichen einen Rahmen zur Erzählung der Schelmenabenteuer anderer Personen.

^c Kap. 70 u. 71.



sich, bei aller Kürze, durch die paar lebenswahren Züge auszeichnet. Jan Perus überlistet diesen grundehrlichen chinesischen Edelsteinhändler, der ihm seine kostbare Ware auf ein mündliches Zahlungsverprechen hin überläßt. Wie sich dieser aber betrogen sieht, forscht er mit typischer Hartnäckigkeit dem Betrüger nach, der nur mit knapper Not dem feinen Spürsinn des Chinesen entgeht. Nun schwört dieser Rache und wiegelt Chinesen und Indier gegen die Weißen auf. Jan Perus entgeht aber auch diesem blutigen Anschlag. Einige Tage später wagt sich der „Held“ mit seinen Kumpanen wieder ans Land, und der betrogene Chinese und sein Geselle, die ihm in einer Gasse auflauern, fallen in ihre eigenen Dolche. Im Wirtshaus, bei „Puns, Arack, Tee, ec . . .“, welches Getränk in Chinesischen Kannen, zum wenigsten von 2 Maasen, aufgetragen wurde“, erholt sich Jan Perus auch von seinem chinesischen Abenteuer.

Reichlicher als der volkstümliche Schelmenroman verwertet die neue Chinakenntnis der hochbarocke heroisch-galante oder Staats- und Liebesroman, diese literarische Sondergattung, worin die große Gebärde des gelehrten Barockdichters am freisten walten und auch sein großes Wissen sich frei entfalten konnte. Die Lyrik zwang den Dichter, trotz äußerlicher Motive, Rhetorik und Bombastik, immer wieder zur Verinnerlichung und Verdichtung, das Drama band ihn, trotz aller barocken Überladung, an die Einheiten von Handlung, Raum und Zeit — der heroisch-galante Roman kannte solche Einschränkungen nicht. In endlosen Verflechtungen, bis die Kette sich zufällig und willkürlich schließt, jagen sich Helden über Helden, Handlungen über Handlungen, Schauplätze über Schauplätze, jagen sich und den Leser in der ganzen Welt herum, mit Vorliebe in Asien, mehrmals auch in China. Die Barockzeit suchte aber in diesen Romanen nicht nur Unterhaltung und höfische Bildung, sondern auch Belehrung: noch ausgesprochener als in Franciscis „Lust- und Stats-Garten“ sollte hier der Leser das polyhistorische Wissen seiner Zeit in angenehmer Vermischung mit einer fesselnden Erzählung finden. Daß da in Lohensteins „Arminius“, diesem König des hochbarocken höfischen Romans mit all seinen Tugenden und Lastern, China nicht fehlen durfte, ist selbstverständlich. Diesem gehen aber drei Romane voran, in denen China sogar eine Hauptrolle spielt und den Untertitel mitbestimmt: Hagdorns „Aeyquan“, Happels „Asiatischer Onogambo“ und Gassers „Außforderung“.

1670 erschien der „Aeyquan, oder der Große Mogol. Das ist, Chinesische und Indische Staats-, Kriegs- und Liebes-geschichte. In unterschiedliche Teile verfasst, Durch Christ. W. Hagdorn, Dero zu Denmarck, Norwegen, ec. Kön. Majest. Obersten zu Roß. Durchgehents mit viel schönen Kupferstücken verziert. In Amsterdam, Bey Jacob von Mörs^a“ — demselben berühmten Verleger und Kupferstecher, der Johann Neuhofs kunstvoll illustrierte Reisebeschreibung herausgebracht hatte. Man könnte ihn fragen, schreibt Hagdorn

^a Drei Teile in 1 Bd., 8°, 6 Bl. u. 623 S. — Von den beabsichtigten zwölf Teilen sollten, nach Hagdorns Vorrede zu schließen, sechs herausgekommen sein — „Ich hatte wohl verhoffet gehabt, daß die übrigen sechs Theile, mit den vorigen sechsen, in Druck solten gebracht worden seyn“ —; die Ex. d. Preuß. Staatsbibl. u. d. Univ.-Bibl. Breslau, die ich benutzt habe, bestehen aber nur aus dem dreiteiligen ersten Band, und auch aus dem Gesamtkatalog d. Preuß. Staatsbibl. ist nicht ersichtlich, ob die Ex. anderer Bibl. aus mehr Teilen bzw. Bänden bestehen.

in der Vorrede, weshalb er nicht eine wahrhaftige Geschichte statt eines Romans verfaßt habe. Von einem ähnlichen Standpunkt aus, wie ihn wohl „Montevilla“ eingenommen hatte, erwidert er, die chinesischen Ausmaße, Vorgänge und Taten seien so ungewöhnlich und unglaublich — wer verstehe z. B., wie „ein so großes Reich als China, in so kurtzer Zeit, unter der Tartaren gewalt ist gebracht worden“? —, daß sie der Leser in Romangestalt eher glaube oder wenigstens „ein ieder sein theil, so viel ihm guht dünckt, glauben mag Unterdessen werden dieselbige, so andere Chinesische auch Indische Historien oder Geschichte gelesen, aus diesen meinen Roman genugsam sehen, daß er mit vielen meistens übereinkommet“^a.

Hagdorn lehnte sich in seinem „Aeyquan“ an La Calprenèdes „Cassandre“ an^b, ja übersetzte diese stellenweise, begnügte sich aber nicht damit, die Erzählung einfach aus Persien nach China, aus Alexanders Zeit in die der mandschurischen Eroberung zu verlegen, sondern verflocht sie auch mit den Gestalten und Ereignissen dieser neueren Geschichte Chinas sowie mit Gestalten, Episoden und Episöden der üblichen heroisch-galanten Erfindung. Der „Aeyquan“ ist bedeutend lebendiger, fesselnder und reicher an Gestalten und Handlungen als die „Cassandre“, gewinnt gegenüber dieser, abgesehen von einigen Stellen und Motiven, ein ganz selbständiges Aussehen und stellt sich würdig neben die anderen deutschen Romane des höfischen Barock^c. Der „Aeyquan“ ist aber Bruchstück geblieben, und wir können es leicht begreifen, wenn Zeitgenossen Hagdorns dies bedauerten^d.

Der heroisch-galante Roman hatte nicht nur sein äußeres, sondern auch sein inneres Gepräge, das jeder Zeit, jedem Schauplatz und jeder Geschichte auf-

^a Hagdorn erzählt in der Vorrede, er habe sich 1656 auf einer Reise von Spanien nach Holland zehn Wochen lang mit einem Jesuitenpater, der „zwölf gantze Jahr in China und Indien gewesen“, über diese Länder unterhalten und von ihm auch viele Schriften bekommen, wovon aber ein Teil in einem Schiffsbruch verlorengegangen sei. Wie es mit dieser etwas romanhaften Angabe auch sei, so müssen wir auf jeden Fall Martinis „Geschichte des Tartarischen Kriegs“ als seine wichtigste Quelle betrachten.

^b La Calprenède, *Cassandre*, Paris 1642; ins Deutsche übersetzt von Christoff Kormart („*Statira oder Cassandra*“), unvollst., Leipzig 1685, vollst. in 2. Aufl. ib. 1689—1707; vgl. F. Bobertag, *Geschichte des Romans*, Berlin 1881, I, 443 ff., mit Inhaltsangabe u. II, 140.

^c Hagdorn sagt in seiner Vorrede ganz deutlich, daß er andere Romane benutzt habe: „ . . . Romanen, deren viel viel in Frantzösischer und Spanischer Sprache verfertigt, und deren ich mich auch in etlicher Geschichten, um sie lieblicher im lesen zu machen, und wohl aneinander zu henken, gebraucht . . . “ La Calprenèdes „*Cassandre*“ nennt er allerdings nicht. Es ist nun leicht festzustellen, daß sich der Anfang des „*Aeyquan*“ sehr stark an die „*Cassandre*“ anlehnt, ja diese zum großen Teil übersetzt. Diese Feststellung genügt bisher der deutschen Literaturgeschichtschreibung, um den „*Aeyquan*“ als wertloses Plagiat abzutun. Schon der Anfang des „*Aeyquan*“ zeigt jedoch einige wesentliche Abweichungen von der „*Cassandre*“. Allerdings werden hier, parallel zur „*Cassandre*“, einige Hauptpersonen und deren Verhältnisse geschildert, die auch zu Parallelen im weiteren Verlauf zwingen. So entspricht *Aeyquan* dem Orondate — mit dem wesentlichen Unterschied, daß O. als der glänzende Sohn des glänzenden Scythenkönigs eingeführt wird, während A. nach seiner Herkunft forscht —, Usangue entspricht dem *Lysimachus*, der „*Verräter Lycung*“ dem „*traistre Perdicas*“, die „*unbarmhertzig Aledesig*“ der „*impitoyable Roxane*“, die „*schöne Königin Saphothisphe*, Witwe des Königs *Amavanga*“, der „*belle Roynne Statira* (oder *Cassandre*), *veufve du Grand Alexandre*“, und *Saphothisphe*s Schwester *Pharasses der Parysatis*, der Schwester der *Statira*. Dagegen läßt sich *Amavanga* in seiner doch untergeordneten Rolle mit dem Großen Alexander nicht gleichsetzen, und ein Vergleich unserer Inhaltsangabe des „*Aeyquan*“ mit der, allerdings viel summarischeren, der „*Cassandre*“ bei Bobertag (I, 443 ff.) zeigt, wie wenig die beiden Romane im übrigen Verlauf miteinander zu tun haben. Sporadische Anlehnungen des „*Aeyquan*“ finden wir allerdings später auch noch, so z. B. die Episode der Orakelbefragung zu Anfang des 2. Teils (199—203), entsprechend „*Cassandre*“ 3e livre (379—401, in e. Ausg. v. 1643, Paris, chez Anthoine de Sommaville . . . , Ex. d. Kantonsbibl. Aarau).

^d Bircken, in seiner „*Teutschen Rede-, Bind- und Dichtkunst*“ (1679, XI. Kap., S. 303 ff.), zitiert bei Bobertag, II, 48, Anm. 2.

gezwungen wurde. Eine geschichtlich und völkerkundlich getreue Färbung der eigentlichen Handlung lag weder in der Absicht noch dem Vermögen der Dichter. Daß das ritterliche Treiben und die höfische Galanterie, diese wesentlichen Züge des inneren Gepräges dieser Romane, nicht nach China paßten, können wir von vornherein sagen. So fragt es sich also nur noch, wieviel Chinesisches — Völkerkundliches und Geschichtliches — dem Roman zugrunde liegt und in welcher Weise es in ihm zum Ausdruck kommt, Züge und Färbung des Bildes mitbestimmt.

Wer ist Aeyquan? Unter diesem Namen hörte Europa, hauptsächlich durch Martinis „Geschichte des Tartarischen Krieges“, vom mächtigen früheren Seeräuber Dscheng Dschī-lung, dem Vater des noch mächtigeren und bekannteren Koxinga^a. Auch unser Held war einmal ein „Beherrscher des Meeres“, aber auf die Frage, „was es doch für eine Beschaffenheit mit den See-räuber, der sich auch Aeyquan nennet, hatte“, antwortet Aeyquans ritterlicher Diener Exton: „Dieser Seeherr . . . nante sich Cinchilun, ein übergebliebener von meines Herren gewesenen Hauptleuten, welcher sich letztlich den Nahm von Aeyquan gabe“, sich zum Kaiser aufwerfen wollte, von Aeyquan aber zur Rede gestellt und als Gefangener nach Peking geschickt wurde. Namen und Rolle, die Dscheng Dschī-lung in der großen chinesisch-mandschurischen Politik und deren Kriegen spielte, scheint also Hagdorn verdoppelt und in einem edleren Helden verwandelt zu haben. Es gehört nun allerdings mit zur Handlung unseres Romans, daß die wirkliche Herkunft des Helden ein Geheimnis ist, nach dessen Enthüllung der Held selbst überall forscht. Aeyquan weiß nur, daß er kein Chinese ist und unter der Botmäßigkeit des Großen Mogols geboren und „meistentheils von dessen größten Stadthaltern einem erzogen“ worden ist. Damals hieß er noch Ciaxar. Später, nachdem er den Orakeltempel zu Taitung zerstört hat, verkünden ihm die Priester, das Orakel hätte vor langer Zeit geweissagt, „daß der allgewaltigste Herr, von großen Geblühte, des gantzen Erdbodems, solches nebst seinen Tempel verstören sol“. Aeyquan ist natürlich der tapferste, klügste und edelmütigste Held des Romans und hat den Göttern „ein Gelübde getahn, allen Bedrängten zu helfen, denen Hülfe gebricht, und gerechte Sachen haben“.

Wie Aeyquan werden auch alle anderen bekannten Gestalten des chinesisch-mandschurischen Krieges unter Hagdorns Feder zu heroisch-galanten Rittern. So Zungthe: Tschung-dê, der Mandschukaiser, der ein halbes Jahr vor der Eroberung Pekings starb^b; oder Lycung: Li Dsī-tscheng⁵, bei Martini Lycungzus, der fürchterliche Rebellenführer, der bei Hagdorn allerdings auch zum „Verräter“ wird, aber doch von altem königlichen Geschlechte stammt und zum ritterlichen Hofkreis des letzten Ming-Kaisers gehört; oder Usangue:

^a Martini, Gesch. d. Tart. Krieges, zitiert nach d. Ausg. in Olearius' Sammelband, Hamburg 1696. „Iquon“, „Chinchilungus“, 25 f., 31, 36. Vgl. Cordier, Hist. III, 237 ff. (Tcheng Tehe-loung). — Dscheng Dschī-lung¹ hatte, nach dem chines. biograph. Lexikon Dschung-guo jen ming da tsī-diën, S. 1562, den Beinamen I-guan², „Ober-Mandarin“, worauf sein „europäischer“ Name Iquon mit den verschiedensten Schreibarten (vgl. P. Pelliot, T'oung Pao XXXI, 155), also auch Aeyquan, zurückgeht.

^b Tschung-dê³ war eigentlich die Herrschaftsdevise des Kaisers Tai-dsung⁴.

Wu San-gui⁶, der, mit den Mandschus verbündet, Li Dsi-tscheng von Peking vertrieb, im Roman der „chinesischste“ von allen, dessen Großvater auf den Kaiserthron Anspruch hat, ihn aber aus Liebe zu ruhigem konfuzianischem Gelehrtentum verschmäht.

Nicht wie üblich, beginnt Hagdorn die Erzählung mit einem kurzen, großzügigen Blick auf den geschichtlichen Hintergrund:

Das Mächtige und Große Kaiserthum China, dem keines in der Welt, an Gewalt und Reichthum zugleich, hatte stets viele Jahre hero, unter der Herrschaft des Taimingischen, als anderen unterschiedlichen Kaiserlichen Geschlechtern, in guten Friede und Ruhe gelebet, begunte doch endlich unterm letzten von selben Taimingischen Geblühte, regierenden Kaiser Zunchin^a zu wackeln, und in gar kurtzer Zeit gänzlich zu fallen: also, daß es die Tartaren anitzo völlig beherrschen, und in kurtzen Jahren, mit nicht geringer Verwunderung des ganzen Erdbodems, sich aller Landschaften und Vestungen bemächtigt.

Eben um die Zeit war es, daß ein Schiff von Corea zu siegel gieng, um nach der Weitberühmten Insul oder Eiland Bungo sich zu begeben . . .

Hier setzt die eigentliche Erzählung ein. Nach dem wiederum üblichen Sturm landet das Schiff in Bungo, und ihm entsteigt ein Ritter mit seinem ritterlichen Diener, um im weitberühmten Orakeltempel dieser weitberühmten Insel Rat zu holen. Wie sie sich aber erst eine Weile ausruhen wollen, stört sie schon der Lärm eines Zweikampfes auf, den unser Ritter zu schlichten sich eilt. Die Kämpfenden sind der „Verräter Lycung“, der entflieht, und Usangue, der seinen Retter nach dem Schlosse Luy's, eines „Uebergebliebenen von dem Taimingischen Geschlechte“, führt^b. Hier hört unser Ritter, daß seine Geliebte, die Königin Saphothisphe^c, Witwe des Königs Amavanga, und ihre Schwester, die Prinzessin Pharesses, die Geliebte Usangues, vor drei Monaten ermordet worden seien, auf Anstiftung der mandschurischen Prinzessin Aledesig und Lycungs, an dem Usangue eben den Tod seiner Prinzessin hatte rächen wollen. Auf diese Kunde stürzt sich unser Ritter ins Schwert. Der Schwerverwundete wird nun als der große Aeyquan erkannt, bewundert und gepriesen und mit um so mehr Hingabe gepflegt. Während Aeyquan auf dem Krankenlager der Genesung wartet — er will jetzt nur noch leben, um den Tod seiner Geliebten zu rächen —, erzählt sein ritterlicher Diener Exton, nach dem üblichen Einschachtelungsschema, der höfischen Gesellschaft die „Geschichte von Aeyquan“.

Über die hohe Abstammung Aeyquans weiß Exton ebensowenig genauen Bescheid wie Aeyquan selbst. Exton schloß sich Aeyquan als Diener an, als ihm dieser in Camboja bei einem Löwenkampf das Leben rettete. Auf der abenteuerlichen Fahrt nach Corea begegnet Aeyquan Leuten des totgeglaubten Prinzen Pacoro von Tangut, die ihn bedrängen, den geraubten Thron für die Schwestern des Prinzen wiederzuerobern. Aeyquan verbindet sich mit den chinesischen Heerführern in Leitung und schlägt die tangutischen Thronräuber

^a Tschung-dscheng⁷, Herrschaftsdevise des letzten Ming-Kaisers.

^b Luy: nach Martini, 23 f. (Lu).

^c Name und Person der Saphothisphe sowie mancher anderer Gestalten Hagdorns haben nichts mit chines. Gegebenheiten zu tun.



Bild 1

Aeyquan und Usangue vor dem Schlosse Luys



Bild 2
Ritterlicher Dreikampf im Schloßgarten zu Peking

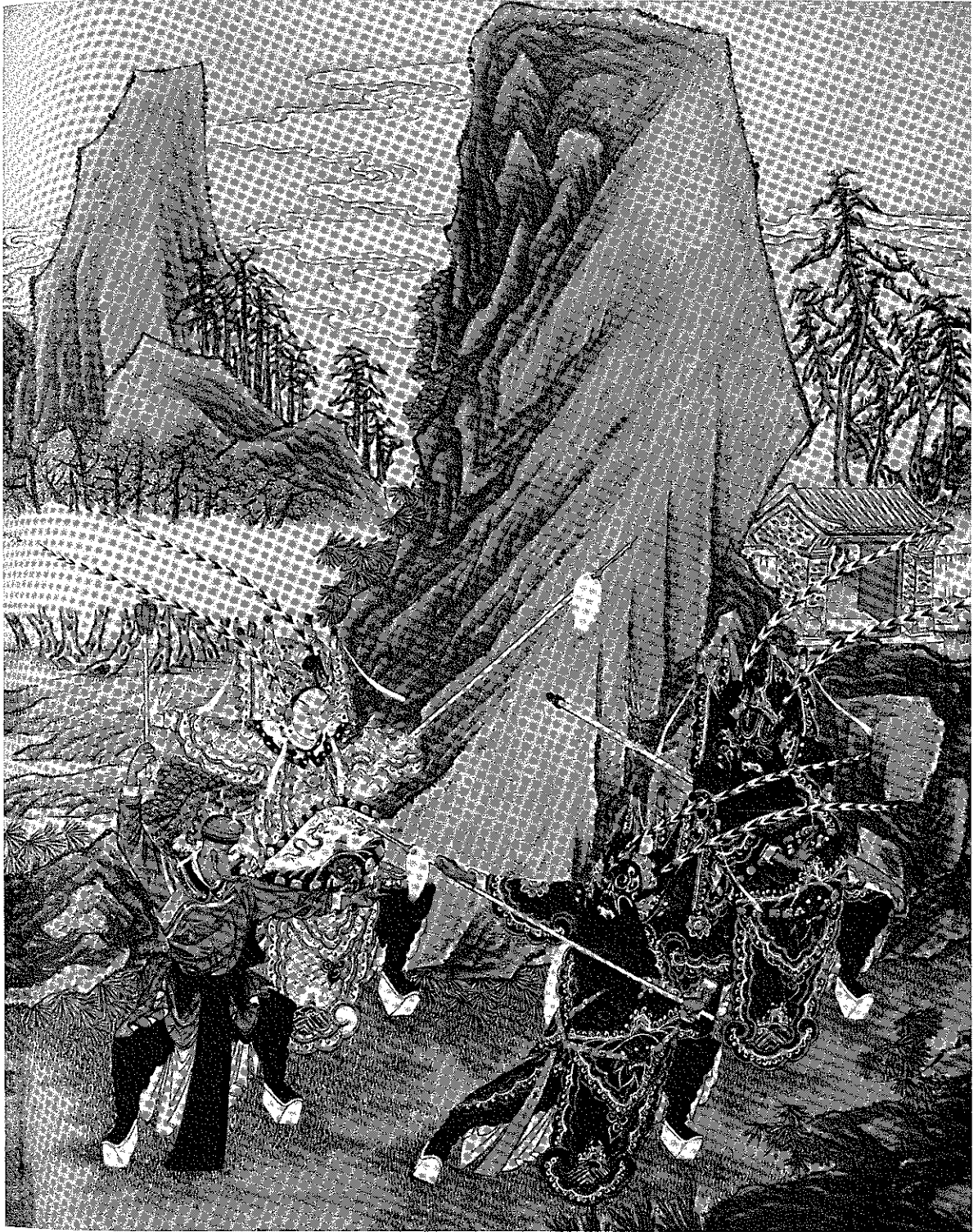


Bild 3
Chinesische Darstellung eines Heldenkampfes



Bild 4
Kampf um den Orakeltempel von Taitung

und deren Verbündete, den König Thienzar und den Prinzen Zungthe von Niuche^a, in Schlachten und Zweikämpfen, wobei er in den Besitz eines Frauenbildnisses gelangt, in das er sich sinnlos verliebt. In weiteren Kämpfen gegen die Tartaren aus Tangut und Niuche zeichnet sich Aeyquan immer mehr aus und wird von Führern und Heer immer mehr vergöttert. Da entbietet ihn der Kaiser Zunchin an den Hof nach Peking, zur Vergeltung seiner Verdienste. Hier, im kaiserlichen Garten, lernt Aeyquan die Prinzessin Saphothisphe aus Tangut kennen, die er schon so lange im Bilde geliebt, und deren totgeglaubten Bruder Pacoro, der sich unter einem falschen Namen am Hof aufhält. Nach dem Bilde schmachtet er nun die Prinzessin selbst an, bis er endlich ihre Gegenliebe erfährt. Das Bild gelangt zufällig in die Hände des Kaisers, der sich auch darin verliebt und Aeyquan als „Beschützer der Großen Mauer“ nach Taitung schickt, bald darauf aber, zur Betrübniß des Verliebten, sogar nach Suchuen, um ihm die Prinzessin Affelde zur Ehe zu erbitten — Zungthe, ebenfalls in Saphothisphe verliebt und unter einem falschen Namen am Pekinger Hof, hatte dem Kaiser eingeredet, daß jenes Bildnis von Affelde stamme und mit Aeyquan nichts zu tun habe. Aeyquan gelangt so an den Hof der Königin Pentalisea von Suchuen, wo auch die Frauen Ritterrüstung tragen und an den Turnieren teilnehmen. Die Prinzessin Affelde, deren Herz bereits vergeben ist, weist die Werbung ab. Dagegen verliebt sich ihre Mutter, die Königin Pentalisea, in Aeyquan und hindert ihn lange, fortzuziehen. Nach verschiedenen Abenteuern — natürlich auch eingeflochtenen Abenteuern und Episoden anderer Personen — gelingt es Aeyquan, durch List zu entkommen. Auf seinem Wege nach Peking stößt er auf eine Gruppe Kämpfender; seinem Gelübde und seiner ritterlichen Gewohnheit gemäß steht er den Bedrängten bei. Diese machen sich davon und entführen drei verhüllte Frauen mit Gewalt in einem Boot — erst später erfährt Aeyquan, daß er hier Zungthe zur Entführung seiner Saphothisphe verholfen hat. In Peking läßt ihn der Kaiser Zunchin, der „grausame Tyrann“, verhaften, bezichtigt ihn der Verschwörung mit dem Kämmerer Guey, den er hatte töten lassen, und den Tartaren. Aeyquan, der Ritter Lycung, bisher ein treuer Anhänger des Kaisers, und der Prinz Pacoro werden halbtentblößt „auf dem großen Markt der Stadt Peking“ an Pfähle gebunden, zur Schau gestellt und sollen hingerichtet werden. Die Unerbittlichkeit des Kaisers führt schließlich zur Empörung von Heer und Volk, und nur dank dem Einfluß des edelmütigen Aeyquan entgeht der Kaiser einem schmachvollen Tod. Aeyquan zieht mit den aufständischen Truppen nach Leatung. Ein Brief der Kaiserstochter bittet Aeyquan, sie und Saphothisphe, die wieder an den Hof gebracht worden war, aus den Händen ihres „grausamen Vaters“ zu befreien. Zungthe bietet Aeyquan seine Unterstützung unter der Bedingung an, daß sie den Besitz Saphothisphe durch einen Zweikampf entscheiden würden. Die kaiserlichen Heere meutern, gehen zu Aeyquan über oder weigern sich wenigstens, gegen ihn zu kämpfen. Dem Kaiser bleibt nichts anderes übrig, als klein beizugeben und zu „verzeihen“. Das vereinigte Heer

^a Nü-dschen, richtiger Ju-dschen⁸, d. h. die Mandschus.

soll unter Aeyquan, Zungthe, Lycung und Pacoro das Reich Tangut zurückerobern. — Hier endet der erste Teil.

Der Gott des Orakeltempels von Bungo macht Aeyquan und Usangue Hoffnung, daß ihre Prinzessinnen noch am Leben seien. Exton fährt in seiner „Geschichte von Aeyquan“ fort.

Während Aeyquan, Zungthe und Lycung sich in einem Dreikampf auf Leben und Tod um den Besitz Saphothisphe schlagen, entführt ein anderer Ritter diese durch List. Die abenteuerliche Verfolgung des Entführers bringt Aeyquan und Zungthe schließlich nach Japan. Sie glauben, in Gammellas, der Tochter des japanischen Kaisers, ihre Saphothisphe wiederzufinden. Aeyquan wird des Irrtums gewahr, während Zungthe in aller Form um sie freit. Wie schließlich Aeyquan aus Freundschaft und Ritterlichkeit Zungthe seinen Irrtum entdeckt und dieser Gammellas nicht mehr heiraten will, ist es zu spät: im kaiserlichen Schlosse kriegerisch bewacht, muß Zungthe am Hochzeitstag seine Verlobte entweder heiraten oder sich den Bauch aufschneiden. Nicht nur Zungthe, sondern auch Gammellas sucht sich umzubringen, was Zungthe so für sie einnimmt, daß er darauf wirklich Hochzeit mit ihr hält und auf Saphothisphe verzichtet. Inzwischen ist Thienzar gestorben und sein Sohn Zungthe in seinem Reich als „Großer Cham der Tartaren“ ausgerufen worden. Unsere Helden fahren nach Corea, wo sie vernehmen, daß unter Lycungs Führung ein großer Aufstand gegen den Kaiser im Gange sei, weil dieser Saphothisphe mit Gewalt ihrem angeblichen Verlobten habe entreißen und an den Hof bringen lassen. Aeyquan fürchtet ebenso sehr, daß Saphothisphe in Lycungs Hände gerate, „weilen beyder wenige Tugenden ihme zu wohl bekant waren“. Zungthe verspricht Aeyquan ein Heer von sechzigtausend Mann, Aeyquan aber begibt sich sogleich nach Peking, wo der Kaiser Zunchin sich erhängt und Lycung den Thron bestiegen hat. Als Gärtner verkleidet, führt sich Aeyquan in den Garten hinter dem Schlosse ein und erlebt hier eine idyllische Wiedervereinigung mit seiner Prinzessin. Wie Zungthe und Usangue mit ihren Heeren gegen Peking rücken, verläßt Lycung dieses mit Heer und Beute, aber ohne Saphothisphe, die Pacoro befreit und nach Tangut, ihrer Heimat, bringt. Aus Dankbarkeit und Freundschaft nötigt Aeyquan Zungthe, den chinesischen Kaiserthron zu besteigen, den Zungthe natürlich Aeyquan überlassen will. Aeyquan aber überredet die Einwohner Pekings gar leicht, „daß sie Zungthe, dessen Tugend er ihnen gnug dar tähte, zu ihren Kaiser auf- und annahmen“. Während Usangue Lycung in Xensy verfolgt, unterwirft Aeyquan dem Zungthe in einem Jahr das ganze übrige China und kehrt darauf nach Peking zurück. Der Kaiser Zungthe hört nun nur noch auf seinen klugen und heldenhaften Freund, weshalb alle anderen Großen des Hofes zu Aeyquans heimlichen Feinden werden. Zungthe verleiht im „den großen Namen Kiang, daß ist, die allertapferste oder unüberwindliche Gabe“ und belehnt ihn mit dem „Königreich Taitung“, wo er auch bald mit Saphothisphe Hochzeit halten soll. In Taitung bekommt Aeyquan die Nachricht vom plötzlichen Tode Zungthes, und bald darauf

erscheint Amavanga, der regierende Vormund des jungen Thronfolgers Xuncii, mit einem großen Kriegsheer, angeblich zu Ehren von Aeyquans Hochzeit. Amavanga, der ebenfalls in Saphothisphe verliebt ist, läßt jedoch den Brautzug abfangen und die Braut mit Gewalt in sein Lager führen. Er will auch Aeyquan gefangen nehmen, dieser aber richtet unter Amavangas Leuten, die in die Stadt eingedrungen waren, ein fürchterliches Blutbad an und läßt den Orakeltempel, worin Amavanga mit einem Teil der Seinen Zuflucht gesucht hatte, niederbrennen. Da dies das Orakel selbst vorausgesagt hatte, setzen sich dessen Priester für Aeyquan ein und werben ihm überall Anhang gegen den entkommenen Brauträuber. In zwei Schlachten schlägt Aeyquan den Amavanga, eine dritte aber verliert er, weil er versucht, in einem Handstreich Saphothisphe aus dem feindlichen Lager herauszuholen und dabei zu lange säumt: Saphothisphe ist ganz verändert, hört nicht auf seine Liebesbeteuerungen und will ihm nicht folgen. Kriegs- und Liebesglück des Aeyquan haben sich gewendet. Um seine ungetreue Prinzessin zu vergessen, zieht er bis ins Reich des Großen Mogols, unter dessen Botmässigkeit er ja geboren und aufgewachsen ist, bietet ihm seine Dienste an und erkämpft für ihn Sieg über Sieg. Hier findet ihn nun ein Bote Saphothisphe's und bringt, in einer eingeschachtelten „Geschichte“, Aufklärung über das Verhalten seiner Geliebten. Saphothisphe war, durch eine äußerst geschickte List Aledesigs, der Schwester Zungthes, die Aeyquan mit leidenschaftlicher Liebe nachstellte, überzeugt worden, daß Aeyquan sie gar nicht liebe. Während ihres Unglücks begann Amavanga ernsthaft um sie zu werben, und auf Befehl ihrer Mutter willigte sie schließlich in diese Ehe. Nach der Hochzeit enthüllte ihr die dämonische Aledesig ihren Betrug. Noch unglücklicher, schickt Saphothisphe den Boten an Aeyquan mit einem Brief, worin sie über ihr unabänderliches Schicksal klagt und sich wünscht, nur noch einmal das Glück zu haben, Aeyquan zu sehen. Aeyquan bittet den Großen Mogol, zur einzigen Vergeltung seiner Dienste nachzuforschen, wessen Sohn er sei, und zieht nach Peking, Saphothisphe aufzusuchen. Im Hause einer gemeinsamen Freundin trifft er bald mit Saphothisphe zusammen. Die alte Leidenschaft der Liebenden ist erst stärker als ihr edelmütiger Wille zur Entsagung, sie sinken sich in die Arme, und Aeyquan will sich in sein Schwert stürzen. Sie kommen aber zur Vernunft und Monate lang treffen sie sich nun täglich in aller höfischen Ehrbarkeit. Zweimal hat Aeyquan Gelegenheit, Amavanga, den Gatten seiner Geliebten, der von seiner Anwesenheit nichts weiß, umzubringen, läßt aber die Gelegenheiten nach langem Zögern edelmütigst fahren. Schließlich macht sich Saphothisphe auch über diesen ehrbaren Verkehr Gewissensbisse, beschwört Aeyquan, ihr zu entsagen, und reist ihrem Gatten nach, der zu Aledesig nach Xensy gerufen worden war. Aeyquan wird todkrank; wie er genest, hat er nur noch einen Gedanken: Amavanga umzubringen. Da vernimmt er, Amavanga wolle ihn Aledesig, deren Liebe an seinem Liebesunglück schuld war, zum Gatten geben und nach Bungo fahren, um dort vom Orakel seinen Aufenthalt herauszufinden. Dort hofft nun Aeyquan seinen Todfeind zu treffen. Dank ungünstigen Winden

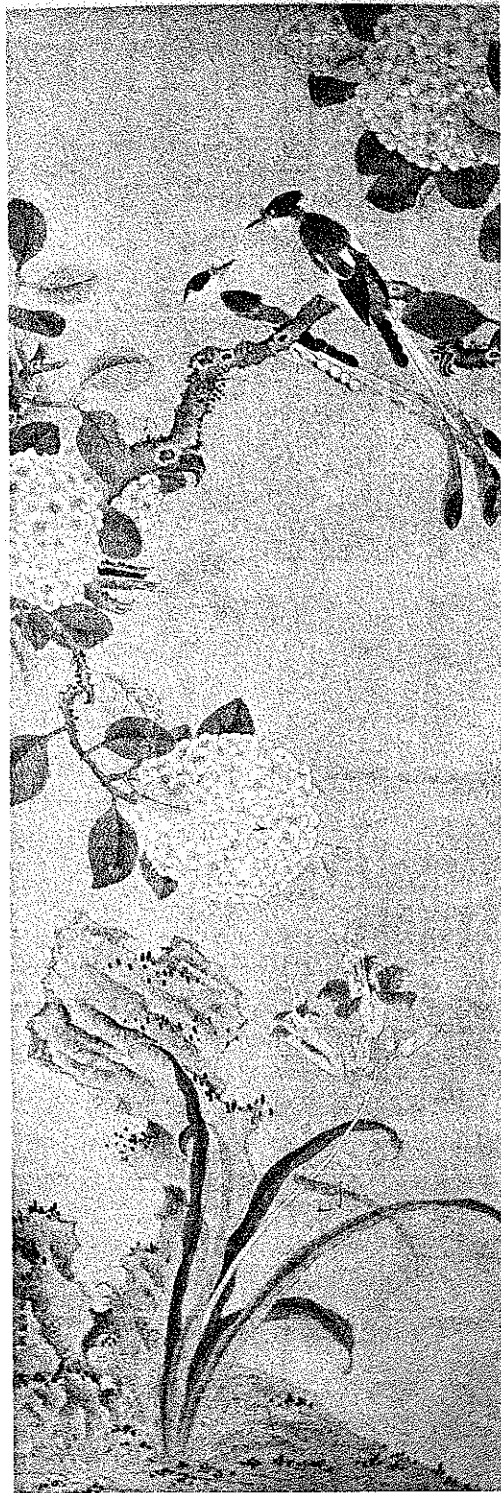
und neuer Erkrankung gelangt er aber erst viele Monate später hin. — An dieses Ende der „Geschichte von Aeyquan“, zugleich das Ende des zweiten Teils, schließt sich die eigentliche Handlung an, womit der Roman beginnt.

Der dritte Teil bringt uns aber in der eigentlichen Handlung wenig weiter. Einzig eine kurze Begegnung mit der Tochter des Großen Mogols läßt uns vermuten, daß Aeyquan deren verlorener Bruder ist. Zur Hauptsache besteht der dritte Teil aus vier weiteren eingeschobenen „Geschichten“ — abenteuerlichen Lebensschilderungen der vielen anderen Gestalten unseres Romans, deren mannigfaltige Verflechtungen mit der „Geschichte von Aeyquan“ wir höchstens streifen konnten. Hier erzählt z. B. Usangue, der „chinesischste“ unserer Helden, die fesselnde Geschichte seines Lebens.

In den großen, äußeren Zügen zeichnet Hagdorn in seinem Roman die geschichtlichen Vorgänge des Untergangs der Ming-Herrschaft und der Eroberung Chinas durch die Mandschus, wie sie Martini in seiner „Geschichte des Tartarischen Krieges“ berichtet. Eine der dramatischsten Episoden, den Brautraub von Taitung und dessen Folgen, finden wir bei Martini sogar in vielen Einzelheiten vorgezeichnet^a. Wie Hagdorn hier die geschichtlichen Gegebenheiten zugunsten des Romans geschickt umgestaltet hat, so hat er dies auch an vielen anderen Stellen getan. Zugunsten des Romans heißt aber bei Hagdorn zugunsten des heroisch-galanten Barockromans und damit meistens: auf Kosten chinesischer Wesensart. Daß die Rolle des Aeyquan zum großen Teil erfunden, die des Lycung stark veredelt ist, hat an und für sich wenig Belang. Daß aber Aeyquan, Lycung und die vielen anderen einfach heldenhafte Ritter sind, als solche über die Heere verfügen und das Schicksal der Staaten bestimmen, dieser Wesenszug des Barockromans paßt nicht auf chinesische Verhältnisse. Besonders nicht auf die der geschilderten Zeit. Nur die chinesische Heroezeit, vor allem die der „Drei Königreiche“ im 3. Jahrhundert, wie sie im berühmten Geschichtsroman dieses Namens überliefert ist und noch heute auf der chinesischen Bühne dargestellt wird, kennt eine Art ritterlicher Gestalten. Diese sind aber doch anders und schwärmen nicht so unbeschwert im chinesischen Riesenreich herum. Sie schlagen sich zwar auch in heldenhaften Zweikämpfen, aber nur im Kriege, an der Spitze ihrer Heere oder auf abenteuerlichen kriegerischen Streifereien, aber nicht außerhalb des Krieges, nach einem ritterlichen Ehrenkodex, vor allem nicht um der Frauenliebe willen. Daß aber hier wie im Barockroman überhaupt die Frauenliebe auch den Beweggrund zu den gewaltigsten Kriegs- und Staatsaktionen unserer Helden bildet, ist noch weniger chinesisch, wenigstens nicht typisch chinesisch, und darauf kommt es schließlich an. Als Ausnahmefall läßt es sich auch belegen: so soll die Entführung seiner zärtlich geliebten Nebenfrau durch die Aufständischen den General Wu San-gui zu seiner entscheidenden Verbindung mit den Mandschus bewogen haben^b — ein Motiv, das

^a Diese Episode habe ich, nebst ihrer Quelle (Stelle aus Martini), als längeres Musterstück im Anhang abgedruckt.

^b Vgl. E. Hauer, Li Tzè-ch'êng und Chang Hsien-chung, in Asia Major II, 492, nach der offiziellen Ming-Geschichte (Ming-Schî), Kap. 309.



wir gerade weder bei Martini berichtet noch bei Hagdorn verwertet finden —; es handelte sich aber um eine Nebenfrau und nicht um eine galant geliebte „Prinzessin“. Und wenn der geschichtliche Brautraub von Taitung auch zu einer kriegerischen Empörung geführt hat, so bildete den Beweggrund nicht die persönliche Beleidigung eines Bräutigams, sondern die übermütige Verletzung chinesischer Sittengesetze durch die barbarischen Eroberer. Wenn andererseits Dichtung, Bühne und Geschichte Chinas den Typus der kriegerischen Frau auch kennen und die Geschichte der chinesisch-mandschurischen Kriege Hagdorn sogar ein unmittelbares Vorbild zu seiner kriegerischen Königin von Suchuen liefert^a, so erscheinen doch Gestalten und Handlungen seiner Amazonen — deren Königin er Pentasilea tauft! — nicht anders als heroisch-galant. Dieser Wesenszug beherrscht ja das Gepräge unseres Romans überhaupt. Aeyquan findet am kaiserlichen Hof zu Peking „viel vornehme Fürsten und Ritter, die theils auch, weil ihn ungläubliche Schönheiten von Frauenzimmer zierten, dahin gereiset waren“. Diese gemischte heroisch-galante Gesellschaft unserer Barockhöfe in Leben und Dichtung findet Aeyquan auch an den anderen fürstlichen Höfen Chinas und seiner Nachbarreiche.

Eines haben China und der Barockroman gemein: die Höflichkeit. Hagdorn weiß das und läßt seine Helden noch höflicher und bescheidener reden, ja gelegentlich seine Chinesen im Verkehr mit Nichtchinesen auf die chinesische Höflichkeit hinweisen. Mit der chinesischen Dichtung andererseits deckt sich der Barockroman, was Hagdorn nicht wissen konnte, in der starken Typisierung der Gestalten zu absoluten Helden oder Bösewichtern — wir fühlen uns geradezu versucht, solchen Bösewichtern wie dem Fürsten Nallond in der „Geschichte von Affelde“ oder dem Fürsten Wiffalin in der „Geschichte von Talkon und Androna“ eine dämonische Maske aufzumalen^b! Ebenso teilt die chinesische Roman- und Bühnenfiktion mit dem Barockroman die Liebe zur männlich-weiblichen Verkleidung^c — nur daß sich der chinesische „Held“ in solchen frivolen Situationen, wie sie der als Philene verkleidete Carresse mit seiner geliebten Affelde erlebt, nicht so „heroisch-galant“ benähme. Schließlich finden wir auch für das idyllische Schmachten Ebenbilder in der chinesischen Fiktion, aber nur mit dem Jüngling, dem Studenten oder jungen Baccalaureus als Helden; ohne es zu ahnen, hat Hagdorn so in doppeltem Sinne eine chinesische Szene entworfen, wenn er den verliebten Jüngling Usangue seiner angebeteten tangutischen Prinzessin Pharesses, nachdem ihn diese aus den Händen von Mördern befreit und an den Hof gebracht hat, chinesischen Unterricht erteilen läßt:

Der König Gidasphar, ihr Vater, . . . gabe ofte selbstn unserer unterredungen, der freyen-künste halber, gehör, und befahl mir ferner denen Printzessinnen bericht darvon zu tuhn. Saphothisphe hatte Lust, die Kunst des Himmels-laufs und der Sternen, Pharesses aber der Chinesischen Buchstaben und Schriften zu lernen; wie ich aber mehr vom letzten als ersten

^a Martini, 10 („eine Frau, welche wir mit Recht die Sinische Amazonin oder Penthesileam nennen“) u. 15.

^b „Gesch. v. Affelde“: 487 ff., „Gesch. v. Talkon . . .“: 575 ff., zwei der eingeschachtelten Vorgeschichten des 3. Teils. — Bösewichter wie auch „gute“, aber gewalttätige oder dämonische Gestalten stellen die Chinesen nicht nur auf der Bühne, sondern auch oft in Roman und Novelle mit phantastischen Gesichtszügen und -farben dar.

^c Verkleidungen: 491 ff., 551 f., 554 f.

Wissenschaft hatte, konte ich auch der Printzessin Phareses in kurtzen ein groß theil dessen, im Lesen und Schreiben, unterweisen, daß sie also, was sie wolte, lase und schriebe, iedoch konte sie die Wörter noch nicht völlig zusammen setzen, derohalben ich eine List ersonnen, mich mit meiner unbekanten Liebe, zu meiner größesten vergnügung zu erlustigen: zu dem ende bildete ich ihr ein, daß man nimmer die Wörter und Sylben mit beßerer Lust zusammen fügen könte, als wan einer den andern Liebes-brieffe zuschriebe, und also sich in kurtzen aller Sylben und Zusammenfügungen konte theilhaftig machen. Weil sie nun hieraus keinen Argwahn nam, lies sie ihr wohl gefallen. Ich fieng darauf an, erstlich mit kleinen Liebes-zetteln an sie zu schreiben, und half ihr auch zu rechte, selbige zu beantworten. Nachgerade begunt ein klein Brieflein daraus zu werden, daß sie mir ebenmäßig, doch nach meinen Willen, beantwortete. Wir trieben auch dieses so ofte und viel, daß sie bald fertiger als ich selbst darinnen war. Nunmehr begunten es rechte Brieffe zu werden, die ich nach meinem besten Vergnügen, der Chinesischen hochgelehrten Art nach, setzete und in meinem Herten für einen rechten ernst meinete, in dem ich nicht wenig mit den allerfürtrefflichsten Redens-zierden ihre Schönheit und tugend heraus strieche, und darbey meine große zu ihr tragende Liebe, mit genug hertzbrechenden Zeilen zu erkennen gabe, und ihre Gegenliebe hinwieder mit gar demüthiger bitte ersuchen tähte. Sie beantwortete mir solche nicht allein stets mit eben derselbigen Schreibe-kunst, wan sie ihre Gegenliebe mit ausbündigen Sylben und Worten wolte bezeugen, sondern ihren hohen Verstandt erkennen zu machen, schrieb sie aus eigenem Gehirne solche verliebte Brieffe, die niemalen ein rechter warhaftiger Liebhaber solte erdencken noch ersinnen können . . .

In dieser Szene — die auch Hagdorns Neigung zur schäferlichen Situation zeigt, was andere Szenen und Episoden des „Aeyquan“ noch ausgesprochener tun — wollte Hagdorn nur sein Wissen um chinesische Sprache und Gelehrsamkeit zu etwas chinesischer Lokalfarbe verwerten. Solche chinesische Züge und Färbungen finden wir hier noch oft, sie sind aber dem Romangewebe meistens oberflächlicher aufgetragen, unorganischer eingefügt, oder verlieren sich in der Gedrängtheit und Hast der heroisch-galanten Handlung. So führen kurze geschichtliche Abrisse mehrere unserer Helden in ihren Vorgeschichten von alten chinesischen Herrscherhäusern her, wobei die Vorgeschichte Usangues auch kulturgeschichtliche Kenntnisse, hauptsächlich des Konfuzianismus, verwertet^a. Viele der zeitgeschichtlichen Ereignisse werden nur mit einem Seitenblick gestreift und stechen in ihrer realistischen Sachlichkeit von der idealisierten höfisch-ritterlichen Welt unseres Romans seltsam ab, so z. B. die Berichte, die von den chinesischen Aufrührerhorden handeln^b. Echt chinesisch andrerseits schreibt Aeyquan mit einem Pinsel, glauben die Heldinnen an die Seelenwanderung und wird der kaiserliche Schloßgärtner in Peking bestochen. Viele andere Belege mehr oder weniger äußerlicher Lokalfärbung ließen sich anführen, am wenigsten für das Kostüm und die Dekoration. Unter den Bauwerken hat Hagdorn einzig das Schloß Luy's einer Beschreibung gewürdigt:

Der Fremdling verwunderte sich des fürtrefflichen Gebäudes, denn alles aus grossen viereckichten Marmelsteinen trefflig prächtig aufgebaut, alle Seulen und Ecksteine übergüldet, Thürne und Dächer versilbert waren. Den Fluß Claro hatte man so künstlich geleitet, daß er über eine sehr anmuhtige Klippe, woran das Schloß gelegen, herüber floß, und mit seinem sehr klahren Wasser ein sanftes Geräusch verursachete, welches einen Menschen zu großer Ergetzlichkeit dienete.

^a S. 408 ff.

^b Z. B. 130, 163.

Die Züge, womit Hagdorn dieses Schloß beschreibt, sind nicht wesentlich chinesisch und ergeben auch noch kein Bild. Irgendeine Bildvorstellung mußte sich Hagdorn aber von seinen Gestalten und Szenen machen und machte sich natürlich auch der Leser. Die zum Teil ausgezeichneten Kupferstiche, die unsern Roman schmücken, entsprechen sicher im allgemeinen der Bildvorstellung, wie wir sie sowohl beim Verfasser als auch beim Leser seiner Zeit voraussetzen dürfen. Man betrachte das Bild, welches das beschriebene Schloß darstellt: erst fesseln uns die beiden Ritter, echt barock, Ritter und Pferde von stolzen spanischen Federbüschen gekrönt; dann der Hintergrund, der Park, das Schloß, auch wesentlich barock, aber verziert mit architektonischen Spielereien, die von chinesischen Vorbildern stammen. Barock, mit etwas chinesischem Requisit im Hintergrund — das ist das Wesen dieses Romans. Zum Hintergrund gehören auch die Statisten und Massen, die der Barockroman-Dichter nicht näher schildert; so konnte diese der Künstler um so eher mit chinesischen Zügen ausstatten — von allen Bildern zeigt das vom Kampf der ungeschilderten Massen um den ungeschilderten Tempel von Taitung am meisten chinesische Züge. Nun vergleiche man aber schließlich unser Bild von einem ritterlichen Dreikampf mit einer chinesischen Darstellung eines chinesischen Heldenkampfes^a: wohl sind hier Gestalten, Kostüme und Szenerie in starker konventioneller Stilisierung dargestellt; aber wie anders müssen doch die Landschaft, die Menschen und ihre Kultur sein, die sich so stilisieren lassen, wie anders der Geist, der hinter dieser Landschaft, diesen Menschen und gerade auch hinter dieser konventionell künstlerischen Stilisierung steht! Wie weit ist da unser „Aeyquan“ noch von einer wirklichen Erfassung chinesischen Wesens entfernt! Von einer wirklichen Erfassung chinesischen Wesens, worum wir uns auch heute noch so bemühen . . .

In anziehendster Weise schildert Hagdorn im dritten Teil seines „Aeyquan“ die Bekehrung einer japanischen Prinzessin sowie der Prinzessin Pharesse zum „Abendländischen Gott“^b, und in seiner Vorrede deutet er an, daß er in den späteren Teilen noch mehr Bekehrungen, und zwar auch unter „großen Herren“, vorzuführen gedenke. Aufdringlicher verwerten den Bekehrungsgedanken unsere beiden nächsten Romane, Happels „Asiatischer Onogambo“ und vor allem die „Außforderung“ des Schwyzer Kapuziners Gasser. In diesen beiden Machwerken finden wir auch die unorganischen gelehrten Einschreibungen, in Gestalt von Gesprächen und Vorträgen oder in noch unorganischerer Gestalt, die wir in dieser Entartung bei Hagdorn so angenehm vermissen. Wir werden sie auch in Lohensteins „Arminius“ finden — aber doch in höherer, kunstreicherer Synthese.

Die billige Vermengung von abenteuerlicher Erzählung und weltkundlicher Beschreibung, die Eberhard Werner Happel seinen weniger kaufkräftigen bürgerlichen Lesern vorlegt, kündigt sich schon im Titel seines Romans an,

^a Stück einer größeren Sammlung kunstgewerblich-künstlerischer geschichtsromanhaft-theatralischer Darstellungen; die Vorlage verdanke ich Herbert Müller, Peking.

^b Bekehrungen im „Aeyquan“: 453 ff., 469 f., 606 f.

den er 1673 in Hamburg herausbrachte: „Der Asiatische Onogambo, Darin der jetzt-regierende große Sinesische Käyser Xunchius als ein umherschweifender Ritter vorgestellt, nächst dessen und anderer Asiatischer Printzen Liebes-Geschichten und ritterlichen Thaten, auch alle in Asien gelegene Königreiche und Länder, sampt deren Beschaffenheiten, Ordnung ihrer Regenten, und deren vornehmsten Thaten ec. kürztlich mit eingeführt werden^a.“ Und in der Vorrede lesen wir: „... die Chinesische Beschreibung ist fast von Wort zu Wort auß des Neuhofts Gesandtschaft genommen, weil selbige und andere Holländische von dergleichen handelnde Bücher wegen der Kostbarkeit nicht in jedermanns Hände kommen^b“.

Die geschichtlichen Gegebenheiten, denen seine Chinakapitel — die letzten vier des Romans — folgen, verdankte Happel, wie Hagdorn, Martinis „Geschichte des Tartarischen Kriegs“. Diese geschichtlichen Gegebenheiten gestaltet er aber noch willkürlicher um als Hagdorn und verknüpft sie viel unwahrscheinlicher mit seinem Titelhelden. Dieser, Onogambo, später auch Enomanza, mit dem richtigen Namen jedoch Xunchius — so hieß ja tatsächlich der erste Mandschu-Kaiser in China, der als Sechsjähriger den Thron bestieg — ist ein Prinz von Turkestan, der sich während neun Zehnteln des Romans nicht etwa im ganzen Fernen Osten, sondern im ganzen übrigen Asien herumtreibt — so bezeichnend für die äußerliche Überspannung des Barockromanschemas bei dem fünfundzwanzigjährigen Happel —, vom Reiche des russischen Zaren bis zu dem des Großmoguls, in Persien, Arabien und der Türkei, heldenhaft handelnd und abenteuerlich leidend und sich nebenbei zum Christentum bekehrend, bis ihm die göttliche Vorsehung den durch die Niuchischen Tartaren eroberten Kaiserthron von China in den Schoß legt. Zu diesem göttlichen Geschenk gelangt der Prinz von Turkestan folgendermaßen. Sein Vater, der König Ninegan, ist von Räufern entführt worden und vermutlich in die Hände des chinesischen Rebellenführers Licungzus geraten. So macht sich Xunchius gegen China auf, bringt ein Heer zusammen, wird aber von Licungzus geschlagen und gefangen. Hier knüpft die Erfindung an die „Geschichte des Tartarischen Kriegs“ an, die nun — mit den notwendigen Abweichungen — ihren Weg geht. Licungzus führt Xunchius auf seinem Eroberungszug mit nach Peking. Die Tartaren, die Licungzus vertreiben, finden Xunchius hier im Gefängnis. Wie aber der sechsjährige Tartarenprinz auf der Reise gestorben und sein Vater, der König Zungteus, dar-

^a Zu Happel vgl. Theo Schuwirth, E. W. Happel, Diss. Marburg 1908. — Biographisch ist hier von Interesse, daß Happel 1670 nach Ostindien zu fahren beabsichtigte und Jürgen Andersen kannte, doch wohl erst nach Abfassung unseres Romans. Vgl. Schuwirth, 23 u. 132.

^b Für die Billigkeit des Buches sprechen auch die ganz minderwertigen Kupferillustrationen. — Quelle: Happel sagt selbst in der Vorrede, er habe sich, „was die Geographica &c. belanget, die Archontologiam Cosmicam, des Kircheri Chinam illustratam und etliche Holländer wol zu Nutzen gemacht, ja die Chinesische Beschreibung ist fast von Wort zu Wort auß des Neuhofts Gesandtschaft genommen . . .“ Dazu kommt für uns Martinis „Gesch. d. Tart. Kriegs“. — Schuwirth, 134 ff., nennt keine dieser Quellen in bezug auf den „Onogambo“, sondern nur Arnold Montanus, Asiat. Wunder, den aber die Vorrede der von mir benutzten Exemplare (Preuß. Staatsbibl. und Univ.-Bibl. Breslau) nicht als Quelle, sondern in einem anderen, allgemeineren Sinne nennt. — Allgemeine Inhaltsangabe und Charakteristik des Romans bei Schuwirth, 75 ff. In seiner Inhaltsangabe nennt Sch. den Helden meistens Zunchin, weil Happel diesen aus reiner Flüchtigkeit im „Kurtzen Begriff“ „Xunche oder Zunchin“ genannt hat! — Zunchin aber in seinen Chinakapiteln seine historische Rolle anweist.



綠倚新裁嫩女樓搖
 風搖日影離波只因青
 帝行嘉露間倚東牆
 卓翠旗
 借從真詩白石

über todkrank geworden war, hat sich dieser vorgenommen, „einen Printzen auß seiner Freundschaft zu seinem Nachfolger zu erklären“. Dieser Ausgewählte ist natürlich Xunchius, der edle Gefangene. Überdies entpuppt sich Amavang, der väterliche Berater und Blutsverwandte des Zungteus, als Xunchius' Vater Ninegan, der in der Gewalt von Pferderäubern als Pferd-knecht zu den Niuchischen Tartaren gelangt war. Nach drei Monaten stirbt Zungteus, und Xunchius folgt ihm auf dem Thron nach. Da dankt er „in einem andächtigen Herzen-Gebet seinem Heiland vor dieses Glück“. Nun berichtet Happel von der Unterwerfung des übrigen China, Berichte, die zum Teil der christlichen Gesinnung seines allmächtigen Kaisers merkwürdig widersprechen, bis er den geschichtlichen Boden wieder verläßt, mit der für seine Romanschreiberei bezeichnenden Erklärung: „Was weiter vorgegangen, und welcher Gestalt er das gantze Sinische Reich unter seine Gewalt bekommen, ist haar klein auffgezeichnet, von dem Vatter Martinius Martini, so damahlen in China gelebt.“

Xunchius hat nämlich auch eine Prinzessin im Herzen, die er auf seinen früheren asiatischen Abenteuern gefunden und wieder verloren hatte. Seine Prinzessin Therragam zu besitzen, hätte er „alle seine neu erworbene Länder daran gewaget“. Happel spielt ihm diese nun auch unerwartet bald in die Hände. Die vermeintliche Tochter des persischen Schah ist in Wirklichkeit die Tochter seines Vetters, des Königs von Taniu, einem benachbarten Tartarenreiche, an dessen Hof sie Xunchius zufällig wiederfindet. Sein Vetter will die Hochzeit gleich an seinem Hof abhalten, Xunchius wünscht diese aber in Peking zu feiern, weil er im Sinne hat, „ihm seine Braut nach Christlichem Gebrauch durch einen Catholischen Vatter, deren es in China viel gab, trauen zu lassen, und seine Liebste selbst zu seinem Glauben zu bekehren“. Er eilt nach Peking zurück und trifft Vorbereitungen zur Hochzeit. Inzwischen lernt er den gelehrten Pater Adam Schall kennen, den er zu seinem „Beichtvatter und geheimbsten Raht“ macht; an Hand einer Abschrift des syro-chinesischen Gedenksteins von Sianfu hält ihm der gelehrte Pater einen Vortrag über die verschiedene Zeitrechnung verschiedener Völker. Xunchius sagt Schall beträchtliche Staatssubventionen für das Missionswerk zu. Ehe sich Happel seine kühnste enzyklopädische Einschubung erlaubt, tischt er uns noch eine Schauerepisode auf, deren Held der große Räuber und Rebellenführer Licungzus ist. In Suchuen gefangen und nach Peking gebracht, wird dieser in der „grossen Reichsversammlung“ verhört: stolz und frech entlarvt er sich als ein entlaufener Bruder des Zungteus, schildert sein vergangenes Leben, in dem er sich ebenso sehr durch Greuel- als durch Wohltaten ausgezeichnet hat^a, bedauert aber jetzt, daß er nicht noch mehr Blut vergossen:

In dem Licungzus dieses sagte, zuckete er seinen Säbel und schlug dem frommen Amavang (einem zweiten Amavang, dem ältesten Halbbruder des Zungteus, den Xunchius zu seinem Vormund ernannt hatte!) das Haupt glat vom Rumpff hinweg, sprang darauff auff den

^a Licungzus als Wohltäter: eine in diesem Sinne von der üblichen historischen abweichende Darstellung Li Dsi-Tschengs nach einem chines. „Traktätlein“ brachte Neuho f in einem kurzen Anhang, 417 f.

Käyser loß, und hätte ihm gleichfalls also gelohnet, wofern nicht einer von den Geistlichen auß Europa, so Pater Robertus hieß und ein gebohrner Meyländer auß Lombardien war, darzwischen gesprungen wäre und den Streich auffgefangen hätte. Dieser gottsförchtige Mensch wuste wol, daß an diesem Christlichen Käyser in Betrachtung der Fortpflanzung des Weinbergs Christi mehr als an ihm gelegen, besann sich demnach nicht, seinen Kopff vor ihn zu lassen, welchen ihm der Licungzus mitten von einander spaltete, da dann der Räuber gleich darauff mit 5 Spiessen auff einmal durch und durch gestochen ward, wiewol er viel einen schärffern Todt hätte verdient gehabt . . .

Diese Schauerepisode sollte wohl den Leser genügend anregen, um die aus Neuhof ausgezogene geographische und historische Beschreibung Chinas, die fast nur aus Namen und Zahlen besteht und gegen dreißig Seiten einnimmt, verdauen zu können — eine Beschreibung, die sich der mit Land und Leuten seines chinesischen Reiches nicht sehr vertraute Kaiser Xunchius vom deutschen Pater Adam Schall vortragen läßt. Xunchius hätte auch den gelehrten Aufzählungen des Jesuitenvaters gern länger zugehört, wenn ihm nicht die Ankunft seiner Braut angekündigt worden wäre. So feiern endlich Liebe, Freundschaft und Christentum, auf einer halben Seite, ihren dürftigen Triumph:

. . . der Keyser . . . schickete den Printzen Polagi und Gallias (zwei innerasiatische Prinzen) seiner Braut entgegen, denen gab er 30000 alle in gülden Lacken gekleidete Edelleute mit. In den großen Hoffplatz mitten in dem Schloß tratt er ihr selbst entgegen, und hub sie von ihrem Tartarischen Hengst, da er sie dann des andern Tags hernach trauete, und sein Beylager nach so lang außgestandenen verliebten Sorgen glücklich, und in höchster Vergnügung vollenzog.

Printz Polagi ward zum Unterkönig in Canton gesetzt, und Printz Gallias hatte gleiche Ehr in Nanking. Die neue Keyserin ließ sich aber bald tauffen und Helena heißen. Polixa (ein armenischer Christ) ward zum Reichs-Cantzler gemacht, und Pam Achilleus genennet. Über ein Jahr erfreuete die Keyserin Therragam, so nun Helena hieß, ihren Gemahl mit einem Printzen, den sie Constantinus nennete, und von einem Europäischen Pater auß Oestereich, so Andreas Koffler hieß, den ihr die Keyserin zum Beichtvatter erwehlet hatte, getauffet ward.

Ende^b.

Ein dürftiger Triumph: weil er aller gebührenden Ausmalung, aller repräsentativen Personenfülle und Prachtentfaltung, die wir gerade im Barockroman gewohnt sind, entbehrt. Die übliche barockhöfische Gesellschaft hatte allerdings in Hagdorns „Aeyquan“ das chinesische Bild noch mehr entstellt. Bei ihrem Mangel bietet uns aber der bürgerliche Happel kein getreueres chinesisches Bild. Denn Happel vergewaltigt andererseits die geschichtlichen Gegebenheiten noch mehr als Hagdorn, während seine Schilderung noch weniger völkerkundliche Züge und Färbungen aufweist^c. Die Ausmalung von Schauerszenen, die wir hier oft finden, dürfen wir nicht etwa als besonders chinesisches betrachten: die Liebe zum Schaurigen, Grausigen, Blutrünstigen

^a S. 732ff., nach Neuhof, 6ff., 144f., 139f., 100f., 17ff., 12ff. etc.; im 9. Kap. des 1. Buchs beschreibt ein anderer Pater einer fürstlichen Gesellschaft in einem arabischen Zelt auch „etliche Reisen nach Cathay“, nach Marco Polo und Haithon, und behauptet auch von Kublai Kân und seinem Hof, sie hätten sich taufen lassen.

^b Taufe der Kaiserfamilie: vgl. dazu das Vorwort von Kircher, wo von dem „König und Kaiser Chinas, genannt Constantin“, und seiner Mutter Helena, die neuerdings vom P. Andreas Xavier Koffler aus Österreich zum Christentum bekehrt worden seien, die Rede ist; in Wirklichkeit handelte es sich um einen der zahlreichen Gegenkaiser des gestürzten Ming-Hauses, den „Prinzen“ Gue, der 1646 unter dem Titel „Yung Li“ in Südchina eine Scheinherrschaft antrat. Vgl. Cordier, Hist. III, 239ff.

^c Lokalkolorit: z. B. Xunchius neigte sich vor Zungteus „dreymal bis zur Erden“, 703, und läßt sich auf seiner Reise in einem „Palanquin“ tragen, 712 u. 725.

kennzeichnet den Spätbarock überhaupt, hier aber besonders, wie der Stil, den verbürgerlicht rohen Geschmack eines Happel^a.

Der Triumph der christlichen Mission in einem so mächtigen und in vielen Hinsichten so bewunderten Lande wie China entsprach sicher einem Wunschgedanken weitester Kreise der späteren Barockzeit — wird doch selbst noch Leibniz, der große Chinabewunderer und Vorkämpfer des Rationalismus, eifrigst für die Mission in China eintreten. Aber ganz andere Mittel als Happel wendet der fanatische Glaubenskämpfer Rudolf Gasser, ein Kapuzinerpater aus Schwyz, auf, um seinen Lesern einen wirklichen Triumph der christlichen Mission in China vorzumalen. Sein China bekommt allerdings ein utopisches, ja allegorisches Aussehen, ist doch sein Roman ein Anti-Roman, der die entmoralisierenden und entchristlichenden Anschauungen und Wirkungen der Zeitromane mit religiösen, philosophischen und politischen Streitgesprächen und Idealbildern im äußeren Gewand und Rahmen dieser Romane selbst zu bekämpfen unternimmt. Schon der Titel dieses merkwürdigen Werkes von über zweitausendfünfhundert Oktavseiten, das von 1686 bis 1688 erschien, gibt von dessen Art und Absicht einen allgemeinen Begriff: „Außforderung mit aller-demütigst gebottnem Vernunft-Trutz an alle Atheisten, Machiavellisten, gefährliche Romanen, und falschpolitische Welt-Kinder zu einem Zwey-Kampf, auff dem Plan kurzweiliger Dichtung, mit dem Schwerdt der sonderbaren Beweißthumben: Also ein Gedichte, mit Warheit-besprengte Historia von Philologo einem Portugesischen Cavalieren, und Carabella einer Käyserin in China^b.“

Die Handlung ist in großen Zügen folgende^c: Philologus, der Sohn des chinesischen Kaisers Hamilcar und der englischen Erbprinzessin Rosalinda, ist von dieser als kleiner Knabe mit einer bekehrten chinesischen Pflegemutter nach Portugal geschickt worden, weil sich der Kaiser nicht offen zum Glauben seiner katholischen Gemahlin bekennen wollte. Selbst zum Atheisten geworden, wird Philologus inmitten ritterlicher und galanter Abenteuer wieder zum wahren Glauben bekehrt und beschließt, von Träumen bewogen, mit seiner Geliebten, die sich als seine Schwester entpuppt, und einigen Freunden und Geistlichen nach China zu fahren, um dort ein christliches Kaisertum zu errichten. Sie reisen mit dem chinesischen Gesandten in Portugal und dessen

^a Schaulerzenen: vgl. noch 691 (höchst unritterlicher Amazonenkampf) und 697ff. Wenn man bei Barockdichtern von Sadismus sprechen kann, dann sicher bei Happel (vgl. W. Flemming, Die Auffassung des Menschen im 17. Jahrhundert, Dte. Vjs. f. Litwiss. u. Geistesgesch. VI, 444 ff.).

^b Der 1. Teil erschien in 3 Büchern und 2 Bänden 1686 bei Heinrich Ludwig Muos in Zug, der 2. in 2 Büchern und 2 Bänden, mit besonderer Paginierung, 1687 bei Joh. Ludwig Baldinger in Baden (Schweiz), der 3. in 3 Büchern und 2 Bänden 1688 „In Verlegung Herrn Damian Müllers . . . Bey- und durch Frantz Carl Roß“ in Zug. Das Werk ist meines Wissens einzig auf der Stadtbibl. Zug, von der es mir zur Benutzung geliefert wurde, vollständig vorhanden; doch fehlen hier die Register und „Schlüssel“ zum 1. Teil. — Über Gasser und seinen Roman handelt Ludwig Hirzel, Ein schweizerischer Roman aus dem 17. Jahrhundert und sein Verfasser, im Sonntagsblatt des „Bund“, Bern 1893; eine weitere Behandlung stellte Arnold Hirsch, dem ich den Hinweis auf dieses Werk verdanke, in Aussicht. — Als zeitgenössische Erwähnung kennt Hirzel nur eine Stelle in der Vorrede von J. G. Heideggers „Mythoscopia Romantica oder Diskurs von den so benannten Romans“ (1698), vgl. Hirzel, 37 u. 39, Anm. — Gasser, getauft 1646, gest. 1709, scheint sich mehr durch einige katholische Streitschriften als durch seinen Roman bekannt gemacht zu haben; vgl. Hirzel, 62f. u. 39f.

^c Ausführlichere, aber oft ungenaue Inhaltsangabe bei Hirzel, 45f.

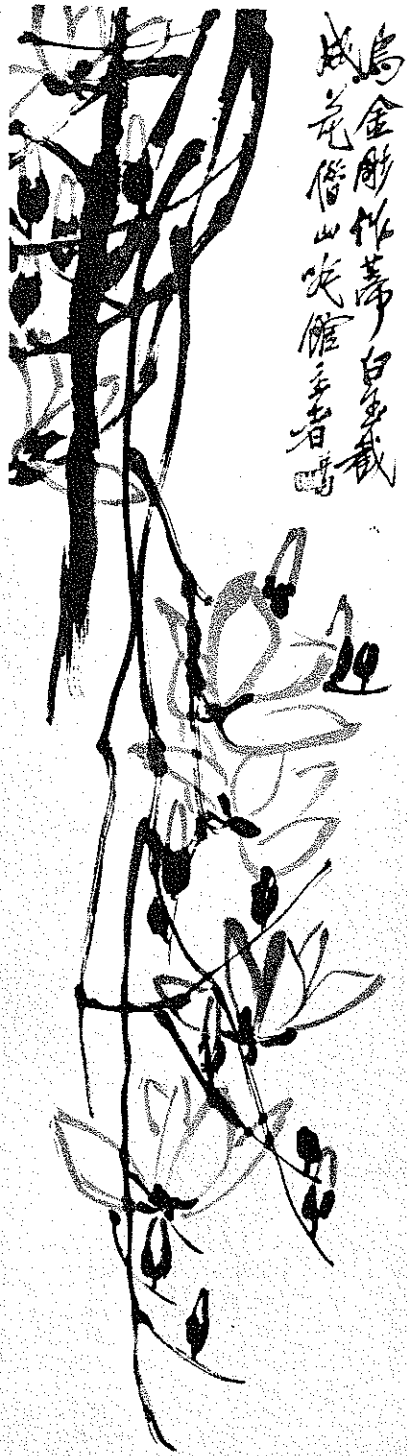
Gefolge, die Philologus auf der Reise in langen täglichen „Vernunfts-Kämpfen“ zum Christentum bekehrt. Philologus findet China in der Gewalt einer weiteren Schwester, der herrschsüchtigen und hochmütigen Carabella, die als Göttin in ihrem Reich verehrt sein will, alle andere Religionsübung verboten und die Landesverweisung aller Europäer verordnet hat. Philologus und den Seinen gelingt es aber, mit List und Gewalt in China, ja am kaiserlichen Hofe einzudringen, mit allerlei Romanmitteln, vor allem aber mit geistlicher Überredungskunst die unchristliche Carabella zum Thronverzicht zu bringen und zu bekehren und schließlich unter dem Zepter ihres Bruders Carubellus das päpstlich-christliche Kaisertum China zu errichten — was in einem gebührend aufgezogenen Fest gefeiert wird, mit gleichzeitigen Einweihungen und platonischen Hochzeiten einer Reihe fürstlicher Personen, die als Vorsteher in die neuen Klöster ziehen^a.

Eine geschichtliche Grundlage für Gassers Missionsroman brauchen wir nicht zu suchen: einen Kaiser Hamilcar mit einer englischen Gemahlin werden wir in der chinesischen Geschichte nirgends finden. Gasser gibt uns auch keinen Anhalt für eine Zeitfiktion in seiner Erzählung. Wie die Namen der chinesischen, so sind auch die der portugiesischen und englischen Fürstlichkeiten erfunden. Ganz allgemein fühlt der Leser die Atmosphäre und den Wirklichkeitshintergrund des 17. Jahrhunderts, wie in den anderen Barockromanen, wenn wir vom veralteten ritterlichen Kostüm und Gebaren absehen. Ja, bei dem starken Einschlag des bürgerlichen Abenteuerromans finden wir in Gassers „Außforderung“ noch eine reichere Widerspiegelung seiner Zeit. Das Volk und seine Vertreter differenzieren sich, rücken gelegentlich in den Vordergrund. Zwischen China und Europa verkehren portugiesische und englische Handelsschiffe. Von Goldjägern, die nach China (!) ausfahren, um sich zu bereichern, redet Gasser und realistisch packend schildert er die Qualen und Gefahren, die sie auf dem Meer auszustehen haben^b. Er schildert dies aber durch den Mund einer allegorischen Person, die einem Freund des Philologus im Traum erscheint. Allegorisch und somit zeitlos ist ja auch der ganze Roman gedacht, und Gasser hat jedem seiner drei Teile einen „Schlüssel“ angehängt, der die allegorische Bedeutung von Personen, Ländern u. a. auslegt. So bedeutet China nach dem Schlüssel des Zweiten Teils unter der Mißherrschaft der Carabella „die, von falscher Policey und Machiavellischer Listigkeit verderbte Welt“, wird aber zum Schluß, dank den Glaubenskämpfern und der göttlichen Gnade, ein „überirdisches China“, ein Paradies, in dem auch der König und die Königinmutter von Portugal Zuflucht suchen. Vom chinesischen Gesandten, den Philologus auf der Reise bekehrt, sagt der Schlüssel des Ersten Teils: „Blantardus in seiner alleinigen Persohn stellet vor den allein in Unwissenheit bestehenden Irrthumb; welcher leicht zu wenden.“ Die „chinesische“ Insel Paradisana, worauf sich Philologus

^a Der Schluß des Romans ist bei Hirzel, 52, nebst anderen Proben abgedruckt.

^b I, 643 ff.

^c Nach Hirzel, 61.



烏金彫作蒂白象截
成花借山尖館主者鳴

mit einem Teil des Hofes wegen der Pestilenz in Cambalu — wie Gasser Peking wohl zugunsten der Zeitlosigkeit seiner Erzählung nach Marco Polo zu nennen beliebt — zurückzieht, „bildet vor die von allem Welt-Tumult entfernte und ergötzlichste Einsamkeit, und wie reich solche an Göttlichen Einsprechungen“.

Trotz ihrer allegorischen Rolle schildert Gasser gerade diese Insel recht ausführlich und anschaulich, wie er auch seinen Gestalten, die letzten Endes alle allegorisch sind, kaum weniger Leben einhaucht als andere Barockromandichter ihren Helden — nur daß sie noch zu absurderen asketischen Entschlüssen und zu größerer Ausdauer in allerhand Diskussionen fähig sind. Das Bild, das uns Gasser von der Insel Paradisana entwirft, mit ihrer geometrischen Anlage von Feldern, Gärten und Palästen, deren vielfarbigem Marmorbau, vergoldeten Kuppeln usw., ist aber typisch barock. Hie und da vermutet man chinesische Anregungen; das Bild erinnert etwas an Pintos Schilderungen, kündigt aber noch mehr die „chinesischen“ Schilderungen Lohensteins an^a. Die Barockkunst herrscht ebenso in Gassers kaiserlichem Audienzsaal in Cambalu, mit ihrer ganzen Fülle, Pracht und Allegorisierung^b. So finden wir, wie in der Haupthandlung, auch in den Einzelschilderungen wenig wirklich chinesische Züge. In der von der Erzählung völlig unabhängigen, summarischen Beschreibung Chinas, seiner Sitten und Staatseinrichtungen, im „Eingang“ des Zweiten Teils, zeigt Gasser selbst, ohne sich daran zu stoßen, daß das wirkliche China — so wie es die Chinabewunderer im 17. Jahrhundert sahen — anders ist, als er es in seiner Erzählung vorführt. Ganz fehlen die völkerkundlich bedingten Züge in der Erzählung zwar nicht. In diesem Missionsroman, der Chinesen und Europäer und Mischlinge zueinanderführt, spielt z. B. die Verschiedenheit der Sprache und der Hautfarbe eine bedeutende Rolle. Vor allem zu Täuschungen: die Europäer lernen Chinesisch und lassen sich braun schminken, um als Chinesen angesehen zu werden. Die übliche Höflichkeit wird hier wie im „Aeyquan“ unter dem chinesischen Einfluß ebenfalls noch größer, und Gasser verwertet sogar höhere chinesische Begrüßungsformen^c. Ein hübsches ethnographisches Bild, das die meisten dieser Züge vereinigt, entsteht so vor unseren Augen, wenn der König von Portugal den Damen der chinesischen Gesandtschaft vor ihrer Abfahrt auf dem Schiffe seine Aufwartung macht und diese ihn darüber täuschen wollen, daß sich die von seiner Liebe verfolgte Dulcelina, als Chinesin geschminkt und verkleidet und chinesisch plaudernd, unter ihnen befindet; sie stellen sich, als ob sie den europäischen König nicht erkannten, bis eine Chinesin Dulcelina auf ihn aufmerksam macht:

dise aber wendte sich zu übrigem Chinischen Frauen-Zimmer, mit Ermahnung den König zu verehren, wie sie von jhro sehen wurde, also fiel Dulcelina dreimal vor dem König auff ihre Knye, und bettete jhne an, gleicher-massen thatten alle Chinische Frauen, weilen dise vermeinten, daß diß die gewöhnliche Ehrerbietung, die man in disem Reich dem König leistete, hingegen aber glaubte der König, daß man den Chinischen Käyser also ehrete.

^a Insel Paradisana: III, 15 ff.

^b Audienzsaal: II, 1, 172 ff.; vgl. auch III, 6 f.

^c Begrüßungsformen: vgl. auch die Audienz des Unterkönigs bei der Kaiserin, II, 1, 174 f.

Man konnte erwarten, daß Gasser sich in seinen religiösen, philosophischen und politischen Streitgesprächen, worauf sein Roman doch das Hauptgewicht legt, auch mit den chinesischen Anschauungen dieser Bereiche auseinandersetzen würde. Er tut dies tatsächlich, aber in sehr dürftiger Weise. So kritisiert der chinesische Gesandte — man denke an die allegorische Bedeutung dieser Gestalt — vor der langen Reihe der langen Vernunft-Kampf-Reden des Philologus während der Meerreise kurz die Lehre der Bibel: er findet viele Glaubenspunkte lächerlich, weil sie dem Verstand zuwiderlaufen, während allerdings die meisten christlichen Sittenlehren mit den chinesischen übereinstimmen, in Wirklichkeit aber von den christlichen Europäern nicht beachtet werden; ebenso stellen die chinesischen Damen dem christlichen Monotheismus ihren polytheistischen Glauben entgegen und begründen diesen, aber nicht wirklich chinesisch. Gasser geht jedoch in seinem Roman einfach darauf aus, durch Vernunftsgründe die Vernünftigkeit der durch Vernunftsgründe angefochtenen katholischen Glaubenslehre zu beweisen, ohne die Vertreter der gegnerischen Argumentierung richtig zum Wort kommen zu lassen. Ist so die Vernünftigkeit der Glaubenslehre in seinem Sinne bewiesen, so hat er bei den Chinesen leichtes Spiel; denn es ist, so erklärt die Kaiserin im „Reichs-Tag“ vor der großen Religionsdisputation, der „Grundsatz aller andern Chinischer Glaubens-Reglen, nemlich zu glauben, was uns das unwidersprechliche Vernunfts-Liecht, mit demme wir von der Natur begaabet, wahr zu seyn erweist“. Die Vernünftigkeit der katholischen Glaubenslehre hatte nun Philologus in einem „Spiegel-Buch“ bewiesen und dieses an alle Teilnehmer des Reichs-Tags verteilen lassen. So gelangt dieser denkwürdige Reichs-Tag leicht zu der denkwürdigen Resolution, worin ja nur das „Lumen naturale“, die natürliche Vernunft, die das 17. Jahrhundert den Chinesen in so hohem Maße zuschrieb, das „Lumen divinum“ anzuerkennen brauchte, nämlich zur Resolution:

daß Rosalindä, durch den Buch-Spiegel mit natürlichen Vernunft-Schlüssen verfochtene Glauben, der allvernünftigste, und daß also gantz China krafft seines Haupt-Gesetzes, nemlich nach der edlen Vernunft zu leben, verpflichtet und verbunden seye, disen Glauben zu umarmen . . .^a

Aus Gassers utopischem, geistlichem China führt uns Lohensteins „Großmüthiger Feld-Herr Arminius oder Herrmann“, 1689/90, wieder herab in ein wirklicheres und weltlicheres China^b. Wie Gasser seinem Leser einen geistlichen Wissens- und Tugendspiegel vorhält, so zeigt Lohenstein dem seinen einen weltlichen. Wie Gasser ein geistliches Idealreich entwirft, so zieht Lohenstein aus der mannigfaltigen Weltkunde seine Natur-, Kultur-, Gesellschafts- und Staatslehren. Wie schließlich Gasser sein chinesisches

^a Religionsdisputation: II, 2, 29. Kap.

^b Nach der 2. Aufl., hsg. v. G. C. Gebauer, in 4 Teilen, Leipzig 1731. — Ziffern zu den Zitaten verweisen auf die Kapitel des 1. Teils, 5. Buch. — Zu Lohensteins „Arminius“ vgl. Luise Laporte, Lohensteins „Arminius“ (Germanische Studien 48), Berlin 1927, und L. Cholevius, Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts, Leipzig 1866, 313 ff., bes. 328 ff. (Inhaltsangabe des 5. Buchs). — L.'s wichtigste chinakundliche Quellen: Martini, Sinicae Historiae Decas Prima, Kircher und Neuhof. — Gebauer sagt in einer Anm., daß er die chines. Namen nach Christian Menzels kurzer chines. Chronologie, Berlin 1696, berichtet habe.

Paradies mit den Zügen und Farben der ganzen Barockkunst ausmalt, so er-
steht auch Lohensteins „geschichtliches“ China der Arminiuszeit in den
prächtigsten Barockbildern. Und wenn wir schon unserem schweizerischen
Kapuzinerpater barockzeitige Beredsamkeit, Gelehrtheit, ja bildhafte Dar-
stellungsfähigkeit nicht absprechen können, so finden wir in Lohenstein, auf
der weltlichen, höfisch-humanistischen Ebene, deren unübertroffenen Meister.

Lohenstein bringt seine außerordentliche Belesenheit über China nicht nur
in den vielen gelehrten Unterhaltungen seiner Helden zur Geltung, wo zu
irgendeinem Gesprächsthema Beispiele aus allen Zeiten und allen Ländern
herangezogen werden, sondern er führt uns auch in einem längeren, zusammen-
hängenden Abschnitt seiner Erzählung nach China: in der eingeschobenen Vor-
geschichte eines seiner Helden, des pontischen Herzogs Zeno, die das ganze
fünfte Buch des Ersten Teiles bildet. Zeno gerät auf seinen Irrfahrten mit dem
getischen Prinzen Oropastes und dessen Schwester Syrmanis, natürlich einer
Amazone, ins Reich des Scythenkönigs Huhansien, der sich eben zu einem
gewaltigen Kriegszug gegen die Seren rüstet. Nach Landesgesetz müssen
unsere Helden dem Scythenkönig dienen. So ziehen sie mit Huhansien und
seinem Riesenheer, worunter auch viele Deutsche sind — ohne deren Hilfe im
„Arminius“ nichts Großes geschieht —, gegen die Seren. Sie erobern das
Königreich Suchuen, unsere Helden zeichnen sich als Krieger und Heerführer
aus, ja, Syrmanis bringt den serischen König Iven Ti eigenhändig ums Leben.
Das Reich Suchuen jubelt und huldigt dem Eroberer und Syrmanis, seiner
Braut, die er als Königin einsetzt — wodurch Suchuen auch bei Lohenstein
zu einem Amazonenreich wird. Huhansien und vor allem Zeno kriegen weiter,
besiegen Zinem, den Bruder des Königs Iven Ti, und erobern das Königreich
Xensi. Die Seren wünschen den Frieden und treten Suchuen und Xensi dem
Scythenkönig auf immer ab. Zur Bestätigung des Friedensvertrags reist Zeno,
als Abgeordneter, nach Moling — Nanking —, wo ihn der junge König Chim Ti
und dessen zwölf oberste Reichsräte feierlichst empfangen. Von Moling reist
Zeno seinem mächtigen Kriegsherrn nach Indien nach, wo ihn das Schicksal
wieder von diesem trennt.

Der China-Abschnitt im „Arminius“ fußt auf einigen geschichtlichen Ge-
gebenheiten der stets gespannten Beziehungen und oft kriegerischen Aus-
einandersetzungen zwischen den Chinesen und den Hiung-nu im 1. Jahr-
hundert v. Chr., wie sie Martini vermittelte^a. Lohenstein hat diese aber
zugunsten seiner heroisch-galanten Erzählung sehr frei umgestaltet. Viel
getreuer spiegelt er die Chinakunde seiner Zeit in den vielen, langen, einge-
schobenen Reden und Diskussionen oder den angehängten Bemerkungen wider,
die er dem erzählenden Zeno in den Mund legt; vor allem aber in den Schil-
derungen der Reisen, die er Zeno von Xensi nach Moling und von Moling „über
Uching, Sintu, Vucheu, Linkiang, Chankang, Hiungheu, Kiaocheu, durch das
Königreich Innunan und die Stadt Yecheu“ nach Indien machen läßt —

^a Geschichtliche Grundlagen: vgl. Otto Franke, *Geschichte des chinesischen Reiches*, I, Berlin 1930, 355f.,
und Cordier, *Hist.*, I, 244 ff., 261 f.

Reiseschilderungen, die Lohenstein im wesentlichen Neuhof entnimmt. So erfährt hier der Leser ungeheuer viel über chinesische Natur und Kultur, Geschichte, Sitten und Anschauungen. Aber in dem bereits fast unübersichtbar großen Wissensstoff seiner Zeit über China wählt Lohenstein mit Vorliebe das Wunderbare, Seltsame, Anekdotische^a. In dieser Hinsicht ist Kirchers „China illustrata“ eine seiner beliebtesten Quellen. Dank dieser Auslese entsteht schon da, wo Lohenstein China im kaum überarbeiteten Wortlaut seiner Gewährsmänner schildert, ein verfälschtes Bild. Einzig die Beispiele chinesischer Staatsweisheit und Fürstentugend oder ihres Gegenteils behandelt er mit einem ernsteren Ethos — sein „Arminius“ sollte ja auch ein Staats- und Fürstenspiegel sein. So berichtet und betrachtet er ausführlich die Idealherrschaft der mythischen Kaiser, und die allgemein verbreitete Ansicht, daß die Chinesen aus lauter Liebe zur „Welt-Weisheit“ die „Kriegs-Kunst“ verloren hätten, veranlaßt ihn zu mehreren Bemerkungen und längeren Auseinandersetzungen. Aber selbst sein Staats- und Fürstenspiegel ist nicht immer frei vom Wunderbaren: so erzählt Zeno die Sage, daß auf dem Berge Lie in Xansi weder Dornen noch Unkraut wachsen, seitdem der „fromme Ackermann Xuno“ darauf das Feld bebaut habe, und knüpft ähnliche Beispiele daran, welche zeigen, daß viele wunderbare Wohltaten der Natur von den Tugenden der Fürsten herrühren, wie die Chinesen glauben.

Züge, Farben, Bestandteile eines wirklichen Bildes von China vermittelt uns Lohenstein nur durch das polyhistorische Beiwerk seiner Erzählung. Sie zu gestalten, in seiner Erzählung organisch zu verwerten, vermag auch er nicht. In den Schilderungen, die er erfindet, bietet uns Lohenstein einerseits eine Anhäufung äußeren chinesischen Requisites, vornehmlich chinesischer Kuriositäten, immer mit den durch die Erzählung Zenos motivierten Erläuterungen, wie in der Aufzählung der Geschenke, die der junge König Chim Ti dem Gesandten Huhansien mitgibt:

Nach meinem Abschiede brachten mir die königlichen Trabanten die dem Huhansien bestimmten Geschenke, welche nebst köstlichen Edelgesteinen, darunter einer, der in des Serischen Phönixes oder des Vogels Fum Neste, auf dem Berge Fungsao gefunden worden, für unschätzbar gehalten wird, an allerhand seltzamen Thieren und Gewächsen bestand. Darunter waren die fürnehmsten ein wohl-rüchender Hirsch aus der Landschaft Yunnan, aus dessen Nabel der Musch geschnitten wird, etliche rechte Schaf-Wolle tragende Hüner, der schöne Vogel Fum, und der oben schon beschriebene frembde Wunder-Vogel, welchen man Kanib hieß. Auch waren hierbey eine Kiste knorpelne Vogel-Nester, welche auf dem felsichten Gestade der Landschaft Tungking, und der Insel Aynan aus einem von ihnen selbst ausgespeytem Taleke bereitet, und für die niedrigste Speise gessen werden. Unter denen Gewächsen waren etliche seltzame Rosen-Sträuche . . . (und mehrere Wunder wirkende Kräuter, darunter das Teekraut, das „wider den Stein, die Gicht und Schlaf-Sucht eine unvergleichliche Artzney ist“^b.)

Die anderen Schilderungen, worin Lohenstein seiner Erfindung mehr Spielraum läßt, haben wohl etwas Exotisches, allgemein Orientalisches, aber noch weniger Chinesisches; so der Einzug unserer siegreichen Helden in Chunking:

^a L.'s Verhältnis zu seinem polyhistor. Stoff: vgl. Laporte, 4.

^b 177.



Die Häuser auf den Straßen waren mit eitel goldgestückten Teppichten bekleidet, die Spring-Brunnen spritzten eitel eingeambert Wasser aus, die Strassen waren mit eitel hier häufig wachsenden Blumen Meutang bestreuet, welches eine weißlichte mit Purper vermischte überaus grosse und aller Dornen befreyte Rose ist, und von den Seren für die Königin der Blumen gehalten wird. Bey der königlichen Burg übergaben die Mandarinen dem Könige Huhansien die daselbst befindliche königliche Krone, und andere Zierrathen^a.

Ein exotisch-orientalisches, aber vor allem ein barockes Bild^b. Ähnlich fallen die Schilderungen von königlichen „Schlössern“, Prunksälen und Tempeln aus^c. Noch barocker sind aber Motiv und Bild jenes Huldigungs-„Geschenkes“, das die neue Königin Syrmanis von ihren chinesischen Untertanen empfängt:

Das herrlichste Geschenke unter allen aber waren zwölf wunder-schöne Knaben, welche die Fürsten des Reichs zu Bedienung der neuen Königin im Lande auserlesen hatten. Diese waren aufs herrlichste mit den grössesten Perlen umb den Hals und die Armen, auf dem Haupte mit einem von Diamanten schimmernden Krantze ausgeputzt. Vier derselben waren mit Purper bekleidet, mit Köcher und Bogen ausgerüstet; der eine überlieferte der Königin Syrmanis eine Krone; der andere einen Königs-Stab; der dritte eine große güldene Mütze, auf welcher sie mit einem neuen Nahmen, nehmlich einer Tochter der Abend-Röthe, gepregt stand; der vierte ein güldenes Zeit-Register, in welchem der Anfang der Jahres-Rechnung von dem Tage ihrer Herrschafft angefangen ward. Diese vier waren Lehrlinge aus der Schule des für fünfftehalb hundert Jahren blühenden Welt-Weisen Confucius, dessen Lehren so unzweifelbar, als ein göttlicher Ausspruch verehret werden. Sie zielen fürnehmlich auf eine glückselige Reichs-Herrschafft, verehren kein Bild, nur einen einigen Gott den Erhalter der Welt, und halten der Gottlosen Seelen für sterblich. Die andern vier Knaben waren blau angethan . . . (analoge Darstellung). Diese waren aus der Schule der Tausi, welcher Welt-Weisen Uhrheber Lauzu mit dem Confucius zu einer Zeit gelebt, und neun mahl neun Jahr im Mutter-Leibe gewesen seyn sol, auch gelehret hat, des Menschen höchstes Gut wäre die Wollust, weil die Seele mit dem Leibe verschwinde. Die letztern vier Knaben hatten alle ein rubinenes Hertz auf der Brust hencken, in den Händen güldene Zirckel, und legten selbte wie vorige Knaben zu der Königin Füßen. Sie waren Lehrlinge der Bonzier, die von dem klugen Tschaka herrühren . . . (Legenden). Sie gläuben mehr als eine Welt, die Versetzung der Seelen aus einem Leibe in den andern; sie sind bemühet allein umb die Vollkommenheit des Geistes, und ihr höchstes Gut ist die Ruhe des Gewissens. Daher die Seren insgemein von diesen dreyen zu urtheilen pflegen: Die Gelehrten beherrschen das Reich, die Tausi den Leib, die Bonzier das Hertze^d.

So haben auch die dürftigen und falschen Vorstellungen des 17. Jahrhunderts von den drei chinesischen „Sekten“ bei Lohenstein ihr barockes Denkmal allegorischer Repräsentation gefunden. Denkmal, Allegorie, Repräsentation, Postament, diese bezeichnenden Ideale und Ausdrucksmittel des Hochbarock und besonders Lohensteins, prägen noch viele seiner „chinesischen“ Schilderungen. In seinem China wimmelt es von Ehrensäulen und Statuen und Inschriften. So errichtet er auch dem Yangtsekiang eine Kolossalstatue — eines der vielen Werke seines bewunderten Königs Xi Hoam Ti; Zeno beschreibt seine Reise:

Allhier fuhren wir strom-ab bey der grossen Stadt Changcheu auf die Insel Zingkiang, unter welcher dieser Fluß nun nicht mehr zu übersehen ist, und sich mit dem grossen Meer vermählet. An der äussersten Ecke ragen zwey Stein-Klippen aus dem Wasser, auf diesen

^a 140.

^b Exotisch-Orientalisches: vgl. Laporte, 80 ff.

^c Z. B. 141 u. 175.

^d 145.

zweyen stehet das Bild des Flusses Kiang, aus Ertzt, achtzig Ellen hoch, also daß zwischen denen zwey Schenkeln so gut, als durch den Rhodischen Sonnen-Colossus, welcher noch umb zehn Ellen niedriger gewest, die Schiffe durchsegeln können. Dieses Wunder-Bild, gegen welches ohnediß der Apollonische Apollo, der Tarentinische Jupiter und Hercules für Zwerge zu achten, wird dardurch noch mehr vergrößert, daß es aus einem güldenen Krüge eine Bach süßen Wassers in das unten strömende Saltz-Wasser ausgeust, welches für so köstlich gehalten wird, daß darvon alle Tage dem Serischen Könige seine Nothdurfft zu dem gesunden Cha-Trancke aufgefangen, und nach Hofe gebracht . . .^a

Von den zahlreichen Inschriften, die große Menschen und Menschenwerke verewigen, stehe hier als Muster die Verherrlichung des „Porzellanturmes“ von Moling-Nanking, den Lohenstein nach Neuhof beschreibt — nach Neuhof, den dieser „Porzellanturm“ so begeistert hatte, daß er auch selbst ein Epigramm darüber geschrieben:

Egypten, bücke dich und deine spitz'gen Thürme,
 Du hast nur schlechten Stein, ich Gold und Porcellan.
 Doch, weil sie nur geweiht für Leichen, Stanck und Würme,
 Sieht man sie gegen mir für Gräber billich an.
 Nun aber Moling ist ein Himmel auf der Erden,
 Ein Garten dieses Reich's, der Welt ihr Aug' und Zier,
 Das Kleinod Asiens, muß ich genennet werden,
 Sein Stern, sein Ceder-Baum, sein Apfel, sein Saphir^b.

Die „chinesischen“ Epigramme Lohensteins sind rhetorisch-barocke Anhäufungen, Aufblähungen und Ausschmückungen rein intellektueller Vorstellungsgehalte. Sie zeigen vielleicht am deutlichsten, wie unfähig die Barockdichter noch waren, das eigentliche Wesen ihrer fremden Helden und Welten wirklich zu erfassen, sich in sie hineinzusetzen, hineinzufühlen, und ihre Dichtung aus dem fremden Gegenstand heraus zu gestalten und zu entfalten. Ansätze dazu finden wir zwar in den realistischen Schilderungen Pintos, der aber jahrelang im Fernen Osten gelebt hat, und im „Aeyquan“ Hagdorns, der z. B. bei den Bekehrungen die Lehre des „Abendländischen Gottes“ an seine japanischen und chinesischen Heiden herankommen läßt. Aber selbst bei einem Dichter wie Paul Fleming, der sein Wissen um den Orient auch selbst erfahren hat, ist dieses in der Dichtung meist Rohstoff geblieben. Um so mehr mußte dieses Wissen Rohstoff bleiben in den Dichtungen aller anderen, die es auf intellektuellem Wege, aus Berichten und Beschreibungen, erwarben.

So erschöpft sich auch der „exotische Geschmack“, den wir bei den Barockdichtern wie beim Barockmenschen überhaupt finden, in einer gewissen Liebe zum rein äußerlichen exotischen Requisit, zur „Kuriosität“. Die allgemeine orientalisch-exotische Tönung, die sogar im Rom des „Arminius“ herrscht^c, entspricht der Liebe des Hochbarock zu immer üppigerer Fülle und Pracht; wenn uns aber Lohenstein das chinesische Requisit wie kein anderer in üppigster Fülle vorführt, so bleibt es deswegen im einzelnen doch Rohstoff. Es ist Vermittlung polyhistorischen Wissens, in kunstreichem Mosaikbild, wenn man will, aber nicht in lebendiger dichterischer Gestaltung. Der gelehrte

^a 173.^b 174.^c Vgl. Laporte, 80 ff.

Dichter stellt sich so neben die gelehrten Kompilatoren und freut sich, wenn man sein Werk rühmt:

Was sonst Müh und Fleiß aus hundert Büchern sucht,
Wird hier als im Begriff mit Lust und Nutz gefunden. . .

Im „Ehren-Gedicht über den Ersten Theil des Arminius“, worin diese Verse stehen, lesen wir weiter über Lohensteins Werk: „Es zeigt den Kern von Roms und Morgen-Lands Geschichten . . .“^a Dies ist ja das Ethos des höfischen Barockromans: Geschichte vorführen und sinnvoll auslegen. Dank Martin Martini hatte die Barockzeit die Geschichte Chinas bis zu Christi Geburt und die Geschichte der mandschurischen Eroberung Chinas im 17. Jahrhundert kennengelernt — so war China Stoff des höfischen Barockromans geworden. Aber auch die chinesische Geschichte war letzten Endes nur starrer intellektueller Vorstellungsgehalt, totes Requisit. Lohensteins Versuch, die Arminiuszeit in China durch den antiken Namen „Seren“ festzuhalten, ist gerade ein Beweis dafür. Bei der Auslegung und Ausschmückung der chinesischen Geschichte verfielen die Dichter doch immer der höfisch-barocken Geschichtsauffassung und Weltanschauung. Das Ethos und Pathos, das die chinesische Geschichte wirklich oder wenigstens in Martinis Darstellung enthält, stimmte entweder mit dem des Barock überein oder wurde nach diesem umgedeutet. Lebendig spürbar in der Barockliteratur bleibt nur eines vom Chinaerlebnis des 17. Jahrhunderts: das vertiefte Bewußtsein des erweiterten Weltbildes.

ANHANG

AUS C. W. HAGDORNS „AEYQUAN“:

DER BRAUTRAUB VON TAITUNG

Wir waren nun einige Zeit, alles wohl in stant zu setzen, in Taitung gewesen. Siehe da bekamen wir die aller unangenehmsten Zeitungen, die jemalen konten erdacht werden, welches der unglückliche und unverhoffte Todt des unvergleichlichen Kaisers Zungthe war, welchen wir kurtz fürhero frisch und gesund hinterlassen hatten. Man zweifelte keinesweges, daß ihm nicht solte Gift beygebracht worden seyn, daß dan meinem Herrn solche unleydliche Schmertzen verursachte, daß er warhaftig desfals krank und Betlägerig wurde, so sehr grämete er sich über seines allerliebsten Freundes absterben, dessen gleichen keiner in der Welt, seiner meinung nach, an Tugenden und Tapferkeit gewesen. Er verlies in einem viertheil Jahre das Zimmer nicht, allein die Zeitung, daß seine liebste Printzeßin herannahete, veränderte seine schwere Gedancken ein wenig, machte derowegen alle mügliche Zubereitung, sie nach Königlichen Würden prächtig und herlich, wie ihm die Liebe eingabe, zu empfangen. Unterdessen näherte sich der König Amavanga (der die Vormundschaft des jungen Kaisers Xuncii angenommen, und in dessen Nahmen das gantze Kaiserthum beherrschete) der Stadt Taitung, mit einem ansehnlichen Kriegsheer; deswegen mein Herr einen Argwahn schöpfete, der ihm

^a „Ehren-Gedicht . . .“, von Hans Asmann von Abschatz, S. LXXIII.

aber bald benommen ward, wie er seinen Bruder Quintusy zu ihm sante, und mit dem allerfreundlichsten Worten zu verstehen gabe, daß sein Bruder, der Kaiser Zungthe, in seinen letzten Zügen seine große Liebe gegen den tapfern Kiang auch hätte blicken lassen, in dem er ihm inständig befohlen, daß er des großen Kiangs hochzeitlichen Ehren-feste persönlich beywohne, und des Kaisers Stelle, dem Tartarische Gebrauch nach, bekleiden solte. Diese so falsche Anbringungen glaubte mein Herr, leider! alzuviel, und danckte den Könige Amavanga mit Zähren, die ihm häufig auß dem Augen floßen, sich darbey der Liebe seines verstorbenen Freundes erinnernde, und versahe sich zu demselben alles guthes; Dan die Hofnung der Freude, endlich zu geniessen, so er in kurtzen für seine lang erwiesene Dienste vermuthete, verursachte, daß er aller andern Sachen vergessen, und nur bloß gedacht, wie er seiner Printzesin Saphothisphe, nebst ihrer Mutter, Der Königin Jussina, die sie begleitete, wohl begegnen möchte, welcher gewünschte Tag dan auch herbey kam; allein die Freude, die er darinnen zu haben vermeinte, verwandelte sich in grosses Hertzeleyd und Trauren.

Der König Amavanga, um seinen listigen Anschlag desto besser ins werck zu richten, hatte sich das Lager vorhero in Taitung begeben, und meinen Herren mit großer Ehrerbietung und Freundlichkeit besuchet, dem mein Herr hingegen solchergestalt begegnete, als einem der des Kaisers Stelle bekleidete. An dem Tage des Beylagers weich er keinen Fuß breit von meinem Herren, vorgebende, daß er aus schuldigkeit, dessen Befehle des Kaisers desto besser nachzukommen, denselbigen Tag, um die Printzeßin mit einzuholen, meinen Herrn nicht verlassen wolte. Wie nun mein Herr dieses für eine hohe Ehre hielte, also ließ er ihm solches auch wohlgefallen.

Des folgenden morgens gar früe, sante er mich mit tausend leichten Pferden, zu dem Roxan zu gehen, aus, als der ihr schon mit einem Hauffen der allerprächtigtst-geputzten Ritter entgegen zoge, mich zu erkündigen, an welcher Stunde die Printzeßin etwan ankommen würde. Ich ritte stets strackesweges fort; wart aber höchlich verwundert, wie ich zwey Stunden auf den Nachmittag keinen Menschen antraf, bis endlich Roxan, mit etwan zwanzig Pferden, gantz erblasset, zu mir eilte, und berichtete, daß man die Printzeßin einen anderen Weg, und zwar nach des Amavanga Kriegs-hauffen geführet hätte, muthmaßete also; weil man ihm mit der Printzeßin zu sprechen nicht vergönnen wollen, viel weniger, daß er sich ihr einsten, mit den Rittern hätte nähern dürffen, verstattet, daß ein gefehrlicher Anschlag und Verrätherey verhanden seyn müste; Worauf er in vollen sporenstreichen wieder nach der Stadt zurante. Es war aber spät in die Nacht, wie wir daselbst anlangeten, und funden dennoch so wohl den Amavanga, als meinen Herrn am Thore warten. Durch das Liecht der viel angezündeten Fackeln sahe ich schon in meines Herrn Gesichte, daß der halbe Tod darauf abgemahlet stunde, indem er zu uns sagte: Geld meine Ritter, es ist Verrätherey obhanden! Wir hatten ihm kaum mit Ja geantwortet, und darbey unsere muthmassung verständiget, da wante er sich zu Amavanga, und sprach: Wie ich nicht mehr zweifele, daß

die eurigen die Printzeßin aus Tangut entführet, so werdet ihr sie mir wiederzuliefern euch angelegen seyn laßen; dan eine verlobte Braut zu rauben, weder in China noch Tartareyen der Gebrauch ist. Ich gebe es nach, antwortete der König Amavanga, daß es nicht der Gebrauch, aber noch viel weniger, daß eine Königliche Printzeßin einen schlechten Ritter, als ihr seyd, heyraten sol; habe euch so lange, bis ich sie in meine Gewalt bekommen, mit Güte begegnen wollen; allein ietzt müßet ihr ein Gefangener des Großen Chams seyn. Befahl also einigen, die er bey sich hatte, sie solten meinen Herren antasten, welcher, wiewohl nicht auf Kriegerische Art, sondern als ein Bräutigam gar herrlich bekleidet, bald sein Schwert zuckte, dem wir andern gleich folgeten.

Amavanga war der erste der solches prüfete, und hätte auch bald den garaus mit ihm gespielet, wan sich die seinigen nicht für ihn in den Weg geworfen. Worauf sich gleich denselben augenblick das angestalte hochzeitliche Freudenfest, in ein traurig Blutbadt verwandelte. Ich lies der Stadts-pforten alsobald schlüssen, der meinung, es würde meinem Herrn damit gedienet seyn; wie auch warlich in der that geschahe, und ungeachtet des Amavanga großen Vortheils, welcher schon einige Tage vorhero sehr viel beharnischte Kriegsleute heimlich in die Stadt gebracht, die den unsrigen, derer keiner mit einem Harnisch gewafnet, großen Schaden zufügten, und viel Todte verursachten; darbey mein Herr selbstzen zwey harte Wunden bekam, begunten wir doch letztlich die Oberhand zu behalten, weil der Feinde schon etliche tausent niedergemacht, und der rest sich in den großen Rätzel-tempel verbarg. Meinen Herrn habe ich noch niemalen so grimmig gesehen, dan seine gewohnheit ist, daß er denen, so das Leben begehren, solches gerne zu schencken pfliget, allein diese seine Tugend wolte damalen bey ihm nicht würcken. Er befahl den Rätzel-tempel alsobald zu berennen, und wolte ihn stürmen laßen: Der Götter Priester aber kamen herfür, und erinnerten ihn des heiligen Ohrtes, und vermeinten die Gefahr mit guten Worten abzulegen; allein dem Tauben war übel zu predigen, dan seine Antwort folgte solcher gestalt, daß, wan man ihm den König Amavanga, der auch darein geflohen war, nicht heraus gabe, so wolte er den Tempel mit allen dareingeflüchteten Verbrennen.

Indem er nun mit diesen Priestern hart zanckete und zörnede, da brachte ihm einer die Zeitung, daß einige von gemelten Priestern, den König Amavanga über die Stadt-mauren gelassen, daß er also entrunnen wäre. Er antwortete hierauf zwar nichts, allein er schrey überlaut, daß man den Tempel an allen Ohrten solte anstecken. Wie er nun von den seinigen höher als die Götter geschätzt wurde, gehorsamte man seinem Befehl auch bald. Mein Herr aber fuhr weiter also fort: Wofern der darin wohnende Gott Almächtig ist, wird er den Brand wohl abwehren, daß dem Tempel des Feurs gewalt nicht schädlich seyn könne; allein ich zweyfle daran, gestalt er mir nicht einmal sagen können, aus was Lande ich entsproßen, noch wer meine Eltern seyn.

Es thaurete aber nach dieser Rede nicht lange, sie da stunt der Tempel in vollen Flammen, die Priester, so daraus liefen, erhielten ihr Leben; einige eigensinnige aber verbranten mit allen denen darein geflüchteten Kriegsleuten.

Der Tag begunte auch kaum wieder anzubrechen, da sich meines Herrn Hertzeleid und Grim vermehrete. Das erste, so er thäte, war, daß er Roxan mit einem starcken Haufen aussante, sich des Zustandes der Printzeßin zu erkündigen, weil er solches, wegen der empfangenen Wunden, nicht selbst verrichten konte. Kurtz darauf sahen wir etliche hundert Priester von den überbliebenen des Tempels, sich zum Pallaste nähern. Wir vermuteten anfangs, daß sie den gemeinen Man, so häufig mit herzu lief, zum Aufruhr bewegeten, und also sich rächen wolten, allein wir verstunden gar anders: dan wie sie meinen Herrn sahen, fielen sie sämtlich für ihm auf die Knie, und fieng der fürnehmste unter ihnen also an: Nunmehr seyn wir vergewißert, daß ihr der allergröste Printz der gantzen Welt seyd, weil lange fürhero das Wunderrätzel geweissaget, daß der allergewaltigste Herr, von großen Geblühte, des gantzen Erdbodems, solches, nebst seinen Tempel verstören sol, auch darneben, wan ihr nur wollet, das verwüstete China aus der grausamen Tartarn Hände gewiß reissen, und wieder zur vorigen Freyheit verhelffen würdet: kommen derohalben euch nicht allein mit aller Demuht und Untertähnigkeit zu ersuchen, sondern auch, weil ihr ohne zweifel von den allerältesten Chineischen Kaiserlichem Geblühte, euch für dessen Kaiser aus zu ruffen und zu krönen, gestalt wir dan nicht alleine dieser großen Stadt Taitung Bürgerschaft, euch mit allen ihrem Vermögen die hülfliche Hand zu bieten, beredet, sondern wollen auch überal im Reiche, einen ieden darzu vermögen. Mein Herr antwortete ihm hierauf also: Ich ruffe die höchsten Götter zu Zeugen, auch alle, die so viel Jahre mit mir umgegangen seyn, daß ich nicht nach Zeptern und Kronen getrachtet habe, wie ich dan solche oftmahls, nicht allein da ich ein Beherrscher des großen Meeres, sondern auch noch wohl neulicher hätte erlangen können: Mein einiges Ziel ist von jugend auf gewesen, die jenigen, so meiner Hülfte bedürffig, auch eine rechtmäßige Sache zu haben vermeinen, ihnen mit allen kräften und vermögen bey zu stehen. Ob ich nun zwar meine Treue dem großen Tartarischen Cham Zungthe geschworen, hingegen aber von dessen Bruder Amavanga solche zu brechen, gezwungen worden, indem er mir nicht allein wider alle Rechte, meine verlobte Braut geraubet hat, sondern auch wider die, von ernanten Zungthe gegebenen Gesetze, sich der Tyranney so sehr ergiebet, daß sie sich noch täglich, absonderlich gegen die Chineser, blicken lassen. Dieses aber zu rächen, wird mir, als einem beeidigten der Tartarn, nicht wohl anstehen, vielweniger, daß ich mich zum Kaiser aufwerffen solte: aber die Unbilligkeit, so dieser Amavanga gegen mich verübet, wil ich mit meinem Blühte zu rächen suchen: den jenigen so mir zu folgen vermeinen, werde ich ewig verpflichtet seyn, und kan ein ieder, seiner meinung nach, gleichfals seine Freyheit verfechten, und den Außgang, der großen Götter vorsehung nach, erwarten. Es schiene, daß ein Theil derselbigen vergnüget wurden, in dem sie es mit großen Geschrey bekräftigten: Aber des andern Tages verspüreten, wie es ihnen ein Ernst zu seyn schiene, in dem mein Herr außen vor der Stadt die Kriegsvölcker besichtigte, sich der Hauffe über die vierzig tausend Man vermehrete: ja noch zum überfluße, als oftgemelte

Priester sich überall in allen Landschaften vertheilten, und überall ausbrachten, daß sich der große Kiang für das Reich Han, als von des Chinesischen Kaisers Geblühte entsproßen, doch den Nahmen nicht haben wolte, erklärte, darum sich dan unser Kriegsheer so vermehrete, daß wir in kurtzen über hundert tausend Man zusammen brachten. Roxan berichtete uns, nach seiner widerkunft, daß die printzeßin nach Peking geführet worden, welchen mein Herr auch alsobald darauf zum Pacoro nach Taitung sante, und ihm sein Unrecht verständigte, der auch in zweyer Monate frist, meinem Herrn fünfzig tausend Man auserlesene Völcker zuschickte, mit dem versprechen, so bald möglich, mit noch stärckern Hauffen selbst zu kommen, und meines Herrn Schimpf, so wohl als seinen eigenen, zu rächen. Hierauf säumete mein Herr auch nicht lange, und zog mit diesem so mächtigen Kriegsheere, des Amavanga Haufen entgegen. Mein Herr, der Kiang, der lange unter denen Tartaren umgangen war, wuste ihre Weise besser als sie selbst, wolte sie derowegen erstlich mit List antasten; der meinung, weil sie ihm listigerweise betrogen, so würde es ihm keine verkleinerung seyn, wan er sie mit gleicher Müntze bezahlte, und mit wenig Bluthvergiessung an seiner seite die Schlacht gewinnen möchte; ob es wohl gegen seine Natur lief, lies derowegen viel Wagen, mit ein und andern Wahren beladen, mit sich führen.

Wie nun der Anfang zum treffen gemacht wurde, stellte er sich bald, als käme er mit seiner Schlachtordnung in irrung, und begunte algemach zu fliehen: Die Tartaren verfolgten ihren vermeinten Sieg aufs beste sie konten. Als sie nun im steten nachjagen endlich zu denen darzugerichteten Wagen kamen, war ihre Begierigkeit solche zu plündern so groß, daß sie des folgens vergassen, und sich mit der Beute zu bemeistern und theilhaft zu machen, größer Begierde schöpfeten. Es ward ihnen aber sauer versaltzen, dan in einem Augenblicke, nicht allein die im hinterhalte bestalte Soldaten hervor kamen, sondern die Flüchtigen wanten sich auch bald, und schlugen nicht nur die Plünderer der Wagen, sondern gleichfals den gantzen Kriegshauffen, daß nur wenige überblieben und entronnen, welche den ihrigen die Zeitung dieses großen Verlustes bringen konten. Unser siegreiches Kriegsheer verstärckete sich täglich, so wohl durch viel tapfere Chinesische Kriegsobersten, als gemeine Knechte, daß mein Herr endlich beschloß, ihn den Amavanga nachmalen mit Gewalt anzugreifen, wolte iedoch befor die Güte versuchen, zu dem ende er einen Trumpetter, mit nachfolgenden Briefe, an den König Amavanga sante.

Kiang, sonsten Aeyquan, an Amavanga, König in China.

Nicht China, nicht Tartareyen wird sich niemalsen von mir einer lasterhaften Taht ersinnen können, als man von euch, der ihr doch ein Verweser des Reiches seyn wolt, verspühret hat: lasset derohalben die Volkommenheit eures Verstandes hervor leuchten, und nicht diese Untugenden, als übele Eigensinnigkeiten und unrechtmäßige Liebe über euch herrschen, damit ich in überlieferung meiner rechtmäßigen Braut, auch Ursache, meines liebsten Zungthe Erben getreu zu bleiben, nehmen möge, dan ich keinesweges gesinnet, daß, was ich für ihn mit dem Schwerte erworben, wieder ab zu nehmen, sondern

euch, in wegerung dessen, nur damit zu bestrafen, und darbey glaubend machen, daß er bis ins Grab diesen Schimpf zu rächen nicht unterlassen wird, da er doch sonsten gerne Bluht zuvergießen entmüßiget seyn wolte.

Aeyquan.

Etliche Tage hierauf kam meinem Herrn nachfolgende Antwort zu Händen. Amavanga, König von China, und Verweser des Großen Chams, an Aeyquan, Aufrührern wider den Großen Cham.

Bishero ist euch die Zauberey wohl gelücket, weil ihr nicht alleine durch selbige viel Feldschlachten erhalten, und meinem verstorbenen Bruder darneben der Sinne beraubet; sondern habet auch die Königliche Printzeßin Saphothisphe damit zu eurer, als eines schlechten Mannes Liebe, anreitzen wollen. Ob euch aber selbige in nägster Feldschlacht kan hüfflich seyn, wird die Zeit lehren; wie es die gemelte Printzeßin Saphothisphe gelernet hat, daß sie keinen mehr gewogen ist, der nicht öffentlich und ehrlich, sondern mehr mit List und Betrug den letzten Scharmitzel erhalten.

Amavanga.

(S. 280—288.)

Die geschichtlichen Grundlagen:

ABSCHNITT AUS MARTINIS „GESCHICHTE DES TARTARISCHEN KRIEGES“

Es wolte im Jahr 1649 der Tartarische Käyser, so nun zu männlichen Jahren gelanget, sich mit des Königs in West-Tartarey, der über Tangu herrschete, Tochter vermählen, damit er diesen Herrn, dessen Macht er fürchtete, zum Freunde behielte, zu dem Ende sandte er seinem Oheimb Pavang als Ambassadeur dahin, welcher durch die sehr starcke Stadt Taitung, die zu eusserst gegen Norden in der Landschaft Xansi lieget, reisen muste: Diese Stadt wird der Schlüssel des Landes genennet, und ist eine treffliche Vor-Mauer gegen die West-Tartarn, sie hat eine starcke Besatzung, welche die Strassen und Berge bewohnet, weit auff jenseit der grossen Mauer viel ebene Felder, die zu der Tartarn Streiffereyen sehr bequem seyn.

In eben dieser Stadt sollen die schönsten Weiber in gantz Sine gefunden werden; dieser Schönheit liessen sich des Pavangs Begleiter gelüsten, und entführten unter andern eine edle Jungfrau, welche gleich zu des Bräutigams Hause solte gebracht werden. Gleich wie nun solches bey denen Sinesern ein unerhörtes Laster, also klagten sie darüber bey Kiango, der Stadt Obristen, dieser sandte sogleich etzliche an König Pavang, ihn zu ersuchen, daß er seinen Leuten befehlen wolle, die Braut wieder an Orth und Stelle zu bringen, und von solchen Bubenstücken hinführo abzustehen. Pavang wolte diesen Abgeordneten kein Gehör geben, worauff Kiang selber zu ihm gieng, der aber nicht allein keine Audientz bekam, sondern auch zum Pallast hinaus gestossen ward; er hierüber hefftig ergrimmet, forderte seine Soldaten zusammen, überfiel die Tartarn, und machte sie alle nieder, so daß der König selbst kaum über die Mauer konte gelassen werden, und auff seinem schnellen Pferde dem Tode



entrinnen. Da richtete Kiangus seine Fahne auff, und erklärte sich für das Reich Han, das ist, für das Sinesische Käyserthumb, ernennete doch niemand zum Käyser, weil er vielleicht wegen Abgelegenheit von Junglieo nichts gehöret hatte: Es fielen ihm auch viel Obristen und Soldaten zu, ja er erhielt durch grosse Promessen, Hülffe von denen West-Tartarn, welches alles den Hoff in sehr grosse Bestürtzung setzte, denn man zweiffelte daselbst nicht, daß die West-Tartarn ihnen auffsetzig wären, und selber nach dem Reiche stünden, imgleichen, daß diese mehr tapffere Soldaten auffbringen könnten als die Ost-Tartarey, und was das fürnehmste, so besorgte man sich, daß nun aus der West-Tartarey keine Pferde mehr würden abgefolget werden, als welche die Ost-Tartarn von jenen bekommen müssen. Dieses alles, und Kiangi fernern Wachsthumb zu verhindern, schickte man eine grosse Macht aus Peking wider ihn; Aber Kiangus, dem bekandt, wie die Tartarn geartet, und der so wohl mit der Faust als mit dem Verstande Krieg zu führen wuste, stellte sich anfangs als ob er mit den Seinigen flöhe, und ließ in dem Hinterhalte viel Wagen stehen, welche bedeckt waren, als ob sie die allerköstlichsten Sachen führeten, in der That aber waren sie mit klein und großem Geschütz besetzt, so gegen den Feind gekehret; die Tartarn durch die Flüchtigen verführet, giengen begierig auff den Feind loß, wurden aber von dem loßgebrandten Geschütz heßlich bewillkommet, und in Confusion gebracht, als eben Kiangus mit den Seinigen sich umbwandte, und sie mit einer ziemlichen Niederlage in die Flucht trieb. Nicht lange darnach siegte er in einem öffentlichen Treffen ihnen ob, und machte gantz Peking vor ihm beben, zumahl er sehr grossen Zulauff bekam, und wie man sagte, allbereit 1 440 000 Reuter und 400 000 Fuß-Knechte zusammen hatte. Dannenhero des Käysers Pfleger Amavangus niemand als sich selbst dem Zug gegen Kiangum vertrauen wolte, umb die letzte Prob von der Tartarn Glücke zu nehmen, führte er alle 8 Fahnen, das ist, alle Macht die in Peking zu finden war, diesem sieghafften Feinde entgegen. (Nach Olearius' Ausgabe von 1696, S. 29 f.)